(Polem.)
287
m

[illegible]

Ex donat. Molliana

<36623530100013

<36623530100013

Bayer. Staatsbibliothek

Betrachtungen

über

Wundergaben,

Schwärmerey, Toleranz, Spott, und Predigtweſen.

Polem. 287m

Bey Gelegenheit einiger

neuern Schriften.

Mit Königl. Preußl. und Churfürſtl. Brandenburgiſch. allergnädigſter Freyheit.

Berlin und Stettin, bey Friedrich Nicolai, 1777.

Nachricht.

Dieſer Aufſatz iſt in des XXXten Bandes, 2ten Stücks der allgemeinen deutſchen Bibliothek zuerſt eingeruckt, und, wegen Gemeinnützigkeit deſſelben, hier auch beſonders abgedruckt worden.

I.
Von der Lehre der Gebets- und Glaubenskraft, wie auch von Schwärmerey und Enthuſiasmus.

1. Johann Caſpar Lavater Schreiben an ſeine Freunde. Suche den Frieden und jag' ihm nach. Im März 1776. verlegts Heinr. Steiner und Comp. in Winterthur, 8. 2 B.
2. Appellation an den Menſchenverſtand, gewiſſe Vorfälle, Schriften und Perſonen betreffend, von Konrad Pfenninger, Diakon am Waysenhauſe, und Mitglied der aſcetiſchen Geſellſchaft in Zürch. Hamburg, bey Bohn 1776, 8. 10 B.
3. Eines einfältigen Layenbruders einfältige Fragen über die bremiſche Prüfung der eigentlichen Meynung Lavaters von der Glaubenskraft, in einem Sendſchreiben an den Herrn Prüfer. ſimplicitate ſape. Frkf. und Lpz. 1776, 8. 2 B.
4. Sendſchreiben an den bremiſchen Beantworter der Lavateriſchen eigentlichen Meynung, MDCCLXXVI, 8. 10 B.
5. Briefe in der Perſon des Verfaſſers vom Sendſchreiben ꝛc. an den Verfaſſer der Nachricht von den Zürcheriſchen Gelehrten im erſten Bande der allgemeinen theologiſchen Bibliothek, ein Mſcpt. für Freunde, Halle 1776, 8. 3 u. 1 viertel B.
6. Ueber die Schwärmerey. Eine Vorleſung von Leonhard Meiſter, Prof. in Zürich. Bern, bey der typographiſchen Geſellſchaft, 1775, 8.
7. Joſeph Gedeon, Kr. Pfarrer im Magdeburgiſchen; über Schwärmerey, Toleranz und Predigtweſen. Auſpiciis ſuperiorum, Upſal (eigentlich bey Weidemanns Erben und Reich). 1776, 8.

8. Eines Ungenannten Antwort auf die Frage: Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philoſophen und lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerey nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? u. ſ. w. 1776. T. M. Auguſt, S. 111. u. f.
9. Ueber Spott und Schwärmerey, D. M. 1776, 9. St. 785.
10. Vom höheren Chriſtenthum. 1776, 11 St. S. 1007.

Ein Theil dieſer Schriften betrift noch immer die Lehre von der Gebets- und Glaubenskraft, die Herr L. zuerſt in ſeinen Ausſichten, und hernach in ſeinen vermiſchten Schriften, bekannt machte, und worüber von einem Ungenannten eine Prüfung in Bremen herauskam. Der andere betrift die Frage von Schwärmerey, Enthuſiasmus u. ſ. w. welche man ſeit einiger Zeit wieder rege gemacht hat, und die auf des Herrn Lavaters Hypotheſe von der Gebetskraft eine genaue Beziehung haben.

Das Schreiben des H. L. geht eigentlich nur allein ſeine Perſon an; er vertheidigt ſich darüber gegen ſeine Freunde, daß er ſich nicht gegen das bekannte Sendſchreiben eines Zürchiſchen Geiſtlichen verantworte. Mit einer ſanftſcheinenden Wendung nimmt doch H. L. Gelegenheit zu erklären, Nicht: — „der Verfaſſer iſt ein vorſetzlicher Lügner. — Sondern: In dieſem Sendſchreiben ſind eine Menge „der offenbareſten, erweißlichſten Unwahrheiten, weſentliche Verdrehungen und kaum begreifliche Weglaſſungen entſcheidender und notoriſcher Umſtände. „Ich habe vieles von dem, was mir zugeſchrieben „wird, ganz und gar nicht, wohl aber das gerade „Gegentheil davon gethan.“ — und den Sendſchreiber

ſchreiber aufzufordern: „Er gebe Beweiſe und Na„men,“ von ſich ſelbſt aber giebt er S. 36 zu verſtehen, „er habe vor Jahren, Gott weiß, ob aus eit„ler Neugier, Ruhmgier, oder aus einfältiger lieb„reicher Hülfsbegierde, die er jetzt (NB.) klüger, „aber (NB.) nicht beſſer, vermuthlich nicht mehr „wagen werde ꝛc.“ Die Freunde, denen daran gelegen iſt, über die beſtrittenen Thatſachen zur Gewißheit zu kommen, ſind durch ſolche nicht ganz ſchnurgerade, ſondern hin und her wankende Erklärung wohl noch nicht ganz aus dem Traume. Da H. L. nur von vielem ſagt, das er nicht gethan hat; da er von Weglaſſungen und Veränderungen ſpricht: ſo wäre es gut, das Wahre anzuzeigen, es von den Veränderungen zu unterſcheiden, und die Weglaſſungen zu ergänzen *). Denn darauf muß ungemein viel ankommen, daß man genau wiſſe, welches iſt das viele, das er nicht gethan, und das wenige, das er gethan, welches ſind die Veränderungen, welches die Weglaſſungen? — Sind ſie wichtig, ſind ſie unwichtig? Beweiſe und Namen zu geben! das kann eine Ausfoderung ſeyn, wobey man ſeiner Sache gewiß zu ſeyn ſcheint, wofern nur Freyheit zu ſchreiben da iſt. Wie aber, wenn die nicht da wäre? — Indeſſen findet ſich H. L. zu einer völligen Amneſtie des Vorgegangenen willig. — Der Brief iſt ſehr künſtlich geſchrieben, — mehr geſchickt, ſeinen Proceß bey einem gewiſſen Theile des Publikum zu gewinnen, als die Sache ſelbſt aufzuklären. —

Der Verf. des Briefes in der Perſon ꝛc. hat alle Fakta nochmals bekräftiget. Um alſo in der Sache klar zu ſehen, erwartet man von H. L. einen geraden

*) Man ſehe, was ſchon in der allgem. deutſchen Bibl. XXVI, 2. S. 600 hierüber geſagt iſt.

raden, förmlichen Widerſpruch. — bloße Seitenwendungen helfen hier nichts.

Was H. L. nicht gethan, verſpricht H. Pf. in der Appellation an den Menſchenverſtand *) zu thun

*) Es iſt faſt unmöglich, bey der Erſcheinung dieſer Appellation nicht einen ſonderbaren Widerſpruch in Herrn Lavaters Schreiben an ſeine Freunde zu bemerken. Da Hr. Lavater in dieſem Schreiben ſeine Freunde durch ſo mancherley Wendungen ermahnet, ihn nicht zu vertheidigen; da er ſich in dem Suchen dieſer Wendungen recht ſichtlich pfleget; da er von dem Verfaſſer des Schreibens eines Zürcheriſchen Geiſtlichen, dem er bey Erſcheinung deſſelben einen nicht als möglich zu träumenden Grad der Bosheit zutraute. (S. allgemeine deutſche Bibl. XXVI, 2. S. 600.) nunmehr S. 29 mit unerwarteter Zuverſicht verſichert: daß derſelbe von Haß und Neide gegen Lavatern rein ſey; da ers S. 32. ſeinen Freunden zu Gemüthe führet: „Ob ers anders als Grauſamkeit „gegen ihn anſehen könnte,“ wenn ſie dieſen und andere ſeine Gegner in Zürich angriffen; da er S. 45. erkläret: „Von dieſem Moment an ſey alles vergeben, vergeſſen und vergraben,“ ſo muß es ſchon ein wenig befremden, wenn er erſt S. 47. in einer N. S. ſagt: „Eben vernehme ich, daß „eine Vertheidigung meiner gedruckt erſcheinen ſolle. So unwiderſprechlich wahr alles ſeyn mag, was dieſe Vertheidigung enthält, — ſo darf ich dennoch verſichern, daß ich „nicht nur an der allenfalligen Publikation dieſer Schrift vollkommen unſchuldig bin; ſondern, derſelben vorzukommen, „alles mögliche gethan habe.“ u. ſ. w. Aber wie ſehr muß die Befremdung zunehmen, wenn dieſe Vertheidigung, deren allenfallige Bekanntmachung Hr. Lavater eben am Schluſſe ſeines Schreibens, recht wie zum Glücke, von weitem her, vernimmt, eben dieſe Appellation ſeines Buſenfreundes, ſeines Herzens Pfenningers iſt, mit dem Hr. Lavater, dem zweyten

thun. Er geht die Streitigkeit über die Glaubens- und Gebetskraft nebſt den hin und wieder darinn vor-

 gefallenen

zweyten Theile des Tagebuchs zufolge, ſeine geheimſten Gedanken theilet. Jeder Menſch von geſundem Verſtande, und der den Lauf der Welt ein wenig kennet, wird fragen: Iſt es möglich, daß Lavater, ein Buch ſeines Herzensfreundes, ein Buch, das ausdrücklich ihn ſelbſt betrift, vor dem Abdrucke nicht ſollte geſehen haben? Es muß freylich wohl ſeyn, zumal da Hr. Lavater, ohne das Urtheil der Welt über dieſes Buch abzuwarten, in einem Poſtſcriptchen, ſo wie beyläufig, einfließen läßt, es möge wohl alles unwiderſprechlich wahr ſeyn, was in dieſem Buche ſtehe. Und wenn dieſes iſt, mußte nicht Lavater nothwendig ſeinen Herzensfreund viel dringender bitten, dieſe Appellation zu unterdrücken? Mußte er ihm nicht entdecken, er ſey im Begriffe, ein Schreiben an ſeine Freunde drucken zu laſſen, worinn er alles vergeben, vergeſſen und vergraben wiſſen wollte. Wußte dies aber Hr. Pfenninger, wie kam er dazu, daß er, wider Lavaters ausdrückliches Verlangen, zu eben der Zeit eine ausführliche Vertheidigung herausgab, worinn er nichts vergiebt, nichts vergißt, nichts vergräbt, vielmehr aber mit ſehr dreiſter Mine auf alle Gegner herabſiehet, als ob auf ihrer Seite nicht das geringſte Recht, auf Lavaters Seite nicht das geringſte Unrecht zu finden ſey, und nur hin und wieder, wenn Gründe nicht recht auslangen wollen, mit: „Geträtſch des Neides, Rache und Gelächter der feinen Dummheit (S. 3.), „Gelächter der Hölle (S. 4.), Thoren, gewiſſen Philoſophen (S. 23.), heimlichen Deiſten (S. 25.), deiſtiſirenden Chriſten (S. 26.), belletriſtiſchen Herrchen (S. 26), „Dummköpfen (S. 56.), Schulmeiſterchen (S. 59.)“ und mehrern ſolchen Floskelchen den Discurs nervigter zu machen weiß? Wie reimt ſich alles dieſes zu dem Lammeston des Lavateriſchen Schreibens? — Aber freylich wer weiß —

gefallenen Wunderepiſoden durch, und ſagt ſeine Meynung mit mehrerem Glimpfe, als man an den thaumaturgiſchen Schriftſtellern gewohnt iſt, doch auch hin und wieder ſpitzig genug. Wir wollen bey dieſer Gelegenheit die Streitpunkte etwas näher zu erörtern ſuchen. Zu dieſer Erörterung erhalten wir von dem H. L. eine dringende Aufforderung. Hr. Pf. hat nämlich die drey Fragen aus Lavaters vermiſchten Schriften hier von neuem wieder eingerückt. Und dieſe übergiebt der Verf. dem Publikum mit den Worten (S. 30.): „Alle diejenigen, denen die nach„ſtehenden drey Fragen in die Hände kommen, wer„den ſehr drungenlich gebethen, dieſelben ſchlechter„dings nur exegetiſch zu unterſuchen, und exegetiſch „zu beantworten." In der Stelle aus den verm. Schr. die H. Pf. in ſeiner Ap. wieder eingerückt, wendet ſich H. L. mit einer recht innigen Lehrbegierde an alle Freunde der Wahrheit (S. 45.): „Ich „bitte

weiß — Dieſe Appellation mag wohl nicht zum Druck beſtimmt geweſen ſeyn; es hat ſie vielleicht niemand, als blos Hr. Lavater leſen ſollen; oder Hr. Pfenninger hat, ohne Lavaters Wiſſen, dieſe Appellation in Zürich wollen drucken laſſen, und keine Cenſur erlangen können; denn hat Hr. Pfenninger Hrn. Lavater verſprochen, ſie nun nicht bekannt zu machen, hat ſie aber in aller Unſchuld einem Freunde in Hamburg zugeſchickt, und ihm vermuthlich auch dabey von Hrn. Lavaters intendirten Schreiben Nachricht gegeben, aber auch in Hamburg iſt die Appellation gedruckt worden, ohne daß es der Freund gewußt hat, oder hat ers gewußt, ſo hat ers doch gut gemeynt. — Dieß und mehreres wird jedermann für möglich halten. Nur muß ſich weder Hr. Lavater noch Hr. Pfenninger darüber beklagen, daß andere ehrliche Leute ſich darüber wundern, wenn alle dieſe Möglichkeiten für wirkliche Thatſachen gelten ſollen.

„bitte euch brüderlich, antwortet mir brüderlich — „Wenn ich die Verfaſſer der h. Schrift unrecht ver„ſtehe, brüderliche Wahrheitsfreunde — Saget „mir — Ach ſaget mir doch deutlich, warum haben „dieſe erleuchteten Männer ſich über dieſe Dinge ſo „ausgedruckt?" Eben ſo dringend ſodert er Belehrung in einem Privatſchreiben im Jahr 1771. Sollte H. L. auf dieſes oder andere ähnliche Schreiben keine Belehrung erhalten haben? Es läßt ſich kaum denken. Auch iſt er es nicht in Abrede. „Schon „mehr als drey Jahr (ſagt er S. 43.) hab ich alle „mir bekannte Wahrheitsfreunde aufgeboten, mir zu „dieſer allerwichtigſten Unterſuchung behülflich zu „ſeyn, und ich habe bereits eine beträchtliche Menge „von ſogenannten Beantwortungen der Fragen, die „ich deshalb vorgelegt habe, vor mir; ich ſage, ſo„genannte Beantwortungen, weil ich es, aller mei„ner Bitten und aller meiner Bemühungen, die Un„terſucher immer auf der Hauptſtraße zu erhalten, „ungeachtet, nicht habe dazu bringen können, daß „man mir geantwortet hat. — Einige wenige nehm „ich aus, und die übrigen, weit die mehrern, haben „mir entweder nichts geſagt, oder ſie haben den Weg „der Unterſuchung verlaſſen, und nichts als beſorg„liche Folgen, Einwendungen, Bedenklichkeiten, „Warnungen, Deklamationen, Seufzer, Demü„thigungen, Klagen, — ſtatt eigentlicher Antwor„ten, Antworten, ſag ich, mir einzuſenden beliebt." Nun aber dieſe Wenigen, die ſich wirklich eingelaſſen, die nicht gewarnt, deklamirt, gedemüthigt, geklagt haben; dieſe Wenigen, die wirklich unterſucht haben, warum erfährt man von denen nichts; warum macht H. L. ihre Unterſuchungen nicht bekannt, — damit man ſehen könne, ob dieſe Unterſuchungen befriedigend oder unzulänglich ſind? Warum erklärt

ſich H. L. darüber nicht, warum ſagt er nicht: Ihr Wahrheitsfreunde! ſo weit habt ihr mit euren Unterſuchungen geholfen, aber weiter nicht, und zwar darum ꝛc.

Wir können nicht rathen, was die unterſuchenden Wahrheitsfreunde dem H. L. geſchrieben haben, um darnach unſere eigenen Unterſuchungen einzurichten, und allenfalls das zu ergänzen, was ihm an ihren Gründen noch mangelhaft geſchienen. Da es auch unter den Schriftauslegern nicht wenige giebt, die mit H. L. über die Wundergaben nicht einerley Meynung ſind: ſo könnte man ihn auf dieſe Ausleger verweiſen, oder man könnte fragen, warum ſie ihn nicht befriedigt? Dieſer Betrachtung zufolge könnte es auch etwas befremdend ſcheinen, daß H. L. die Sammlung der Schriftſtellen ſo trocken hingeſetzt und ſich darüber die Belehrung der Wahrheitsforſcher erbeten, als wenn darüber noch nie etwas geſchrieben oder geſagt wäre? Doch wir wollen uns das nicht abhalten laſſen, die Gründe unſerer Ueberzeugung von der Auslegungsart dieſer Stellen anzugeben. Ich bin es mir bewußt, daß ich durch die Aufrichtigkeit der Wahrheitsliebe ſo gut als ein anderer dazu berechtigt bin.

Hr. L. will wiſſen: „ob die Worte, Geiſt, heiliger Geiſt, Geiſtesgaben, (χαρισματα) Geiſt Gottes und Chriſti, Chriſtus in uns, Gott in uns u. ſ. w. „durchgehends bedeuten eine ſchöpferiſche Kraft, eine „auſſerordentliche, (nach unſerm Sprachgebrauche) „übernatürliche Offenbarung oder Wirkung Gottes ꝛc.

„Ob die Verheiſſung dieſer ſchöpferiſchen Kraft (in den angeführten Stellen) „auf gewiſſe Bedingniſſe hin, nicht allen Chriſten aller Zeiten und Orten immer ſo eingeſchränkt, als die Vergebung der „Sünden und das ewige Leben angeboten und verheiſſen werden?“

„Ob

„Ob nur eine einzige Stelle vorhanden ſey, die „zu verſtehen giebt, daß die auſſerordentlichen Gei„ſtesgaben nur auf die erſten Zeiten des Chriſten„thums einzuſchränken ſeyen?“

Um von der letzten Frage anzufangen, ſo dünkt uns, daß ſie eine ganz unrichtige Auslegungsregel vorausſetzt — die nämlich, daß ein jeder Sinn der h. Schrift der wahre ſey, der nicht in irgend einer Stelle derſelben ausdrücklich verworfen werde — eine Regel, vermittelſt welcher wir uns getrauen alles was man will, aus der Schrift zu beweiſen. Was würden wir nach derſelben einem Vertheidiger der Brodverwandlung im Abendmal antworten können, wenn er uns auffoderte, ihm eine Stelle zu ſchaffen, worinn geſagt wird, daß die Auslegung der Worte: das iſt mein Leib, d. i. das Brod wird in meinen Leib verwandelt, unrecht ſey? Will H. L. aber mit dieſer Frage weiter nichts ſagen, als ob es Schriftſtellen gebe, aus denen es mehr, als aus andern, erhelle, daß die Geiſtesgaben, die nicht unmittelbar auf die Erleuchtung des Verſtandes und die Beſſerung des Herzens gehen, nur die Einrichtung der erſten chriſtlichen Kirchen zum Gegenſtande haben, ſo giebt es deren mehr als eine. Selbſt die Stelle 1 Cor 13, 10. welche H. L. zum Behuf ſeiner Meynung hiebey angeführet hat, ſagt es deutlich, daß in der chriſtlichen Kirche eine Zeit kommen werde, wo man die Hülfsmittel der angezeigten Gaben nicht mehr werde nöthig haben. Die Parallelſtelle Eph. 4, 13. redet laut für die Auslegung: Chriſtus hat einige zu Apoſteln, einige zu Propheten, einige zu Evangeliſten, einige zu Hirten und Lehrern beſtellt, zur Arbeit in den chriſtlichen Geſellſchaften, daß ſie die Chriſten unterrichten und ſo die Gemeinen zu den beſſern geiſtlichen Erwartungen führen, wodurch ſie Chriſtum beſſer nutzen

als mit den fleiſchlichen Erwartungen der Jüdiſch geſinnten. Bis daß ſie alle ſo weit gebracht ſind, daß ſie in dieſem Stücke mit einander übereinſtimmen, und Chriſtum als einen geiſtlichen Wohlthäter recht kennen gelernt haben, — bis ſie, mit einem Worte, ganze, wirkliche, geſetzte Chriſten geworden ſind, die die ganze Fülle der unſichtbaren unvermiſchten Seligkeiten nutzen, die in Chriſto zu genießen ſind. Das iſt ganz augenſcheinlich das Vollkommene (τελειον) wovon 1 Cor. 13, 10. die Rede iſt. Es kann ſchlechterdings nicht, wie in der Anmerkung 11 geſagt wird auf das künftige Leben gehen, da die gewährte Vollkommenheit bereits in dieſem Leben hat ſollen zu Stande gebracht werden, und wirklich zu Stande gebracht iſt. Was unmittelbar vor dieſem merkwürdigen Kapitel hergehet (12, 31.) Strebet nach den beſten Gaben, ich will euch einen köſtlichern Weg zeigen, beweiſet genugſam, daß ſie ſchon hier in dieſem Leben die beſten ſeyn ſollten; wofern die Aufforderung des Apoſtels, darnach zu ſtreben, und das Verſprechen eines köſtlichern Weges einen Sinn und eine Abſicht haben ſoll. Doch, was dem Vollkommnen eine ganz entſcheidende Beſtimmung giebt, iſt die Ermahnung (14, 20.): werdet am Verſtändniß vollkommen. Wenn dieſe Ermahnung einen vernünftigen Sinn haben ſoll: muß ſie nicht auf etwas Erreichbares, und zwar, in dieſem Leben, gehen? muß ſie nicht das Ziel ſeyn, wovon die Gemeine, zu der Paulus redet, noch ſo entfernt war, nämlich der geiſtliche, innere Gebrauch des Chriſtenthums, der mit andern Vorzügen, die nicht moraliſcher Natur ſind, nichts gemein hat? Selbſt das: ſeyd nicht Kinder (παιδια γινεσθε νηπιαζετε) am Verſtändniß, iſt es nicht klar genug der eitle, kindiſche Sinn, der ſich mit eingebildeten äuſſerlichen Vorzügen brüſtet,

ſo wie das die ganz gewöhnliche pauliniſche Sprache iſt? (Gal. 3, 24. 4, 1.) Wenn es aber ſich auf dieſes Leben beziehet, ſo kann man nicht anders als durch eine augenſcheinliche petitio principii das Vollkommene von einem höhern Grade der Wundergaben verſtehen. Schon Locke hat es über Eph. 4. ſehr richtig bemerkt, daß da nur von dem Streite der Juden und Heyden die Rede ſey, daß die Juden ſchwer daran giengen, an einen geſtorbenen Meſſias zu glauben, und daß dieſer Unterſchied der Meynungen den würdigern Chriſten ſtete Vorwürfe von den Juden zuzog. Es iſt ein Verdienſt des vortreflichen D. Semmlers, die Bemerkung, die Locke nur angedeutet, daß ſich dergleichen jüdiſchgeſinnte auch in den chriſtlichen Gemeinen gefunden, aus hiſtoriſchen Denkmalen ſo erweitert zu haben, daß es nun einem jeden in die Augen leuchten muß, wie ſehr Jüdiſchdenkende die Vollkommenheit (τελειοτην) der chriſtlichen Erkänntniß durch ihre fleiſchlichen Erwartungen und kindiſchen Vorurtheile von Zeichen, die einen ſiegreichen Eroberer ankündigen ſollten, gehemmet, und der chriſtlichen Einigkeit (ενοτης Eph. 4.) durch dieſe unchriſtliche Hofnungen und Anmaßungen geſchadet haben.

Man könnte alſo wohl hieraus mit ziemlicher Sicherheit urtheilen, daß die χαρισματα der erſten Kirche nur ihr eigen waren und eigen ſeyn konnten; geſetzt auch, daß es nothwendig übernatürliche Kräfte geweſen wären. Allein iſt Geiſt, iſt χαρισμα nothwendig eine ſchöpferiſche, übernatürliche Kraft? Das iſt der Inhalt der erſten Frage! Es iſt gar nicht nöthig, hiebey alle angeführte Schriftſtellen durchzugehen. So bald es von einigen dargethan iſt, daß ſie nur von den ordentlichen Heiligungsgaben reden: ſo iſt es ausgemacht, daß der Ausdruck Geiſt, Geiſt

Gottes

Gottes, Geiſt Chriſti, Chriſtus in uns ꝛc. dieſes Sinnes fähig iſt. Was iſt alsdann natürlicher, als zu ſchließen: ich kann ein Chriſt ſeyn, ich kann mich der Seligkeiten des Chriſtenthums erfreuen, wenn ich auch keine Wunderkraft in mir fühle, die ich durch nichts zu erregen weiß, — wenn ich auch nicht den Wunderglauben habe, zu dem ich meine Einbildungskraft nicht empor ſpannen kann? Nun nehme man die Stelle Röm. 8, 9. 10. 11, die H. L. unter ſeiner erſten Frage angeführt hat. „Wer Chriſti „Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein.“ Wollen wir ſagen, daß man, um ein Chriſt zu ſeyn, Wunder thun müſſe? Wollen wir ſagen, daß alle vorgegebene Wunderthäter ausſchließungsweiſe die rechten Chriſten ſind? So hat das Chriſtenthum nach 1700 Jahren ſeinen Entzweck nicht erreicht, den Entzweck, der gerade der gewiſſeſte und nutzbarſte iſt — Chriſten zu machen und den Sinn Chriſti zu geben .Es wird ſich alſo gar bald ergeben, daß da, wo von etwas Allgemeinem und Bleibendem die Rede iſt, nichts anders als die ordentlichen Heiligungsgaben können gemeynet ſeyn; und daß, wo man außerordentliche Gaben zu denken habe, ſie nur von dem damaligen Zuſtand der chriſtlichen Gemeinen können verſtanden werden. Sonach hat H. L. ganz unrecht die Stelle Luc. 11, 5-13. unter die zweyte Frage geſetzt. „Wenn nun ihr, die ihr doch arg ſeyd, „könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geiſt „geben denen, die ihn darum bitten.“ Da, wie ſchon R. Simon bemerkt, hier ſtatt h. Geiſt, in einigen Handſchriften ſteht: ſeinen guten Geiſt, ſo iſt augenſcheinlich, daß, wofern man dieſer Lesart auch nur eine hiſtoriſche Kraft beylegen will, dieſe Stelle viele in der chriſtlichen Kirche von der guten evange-

liſchen

liſchen Geſinnung verſtanden haben, und mehr bringt auch der Zuſammenhang nicht nothwendig mit ſich; zumal wenn man den Lukas mit dem Matthäus (7, 11.) vergleicht, wo es heißt: wie vielmehr wird — gute Gaben (*αγαθα*) geben denen, die u. ſ. w.

In dem 13. und 14. Kap. 1 Cor. findet ſich der beſte Schlüſſel zu dieſer ganzen Archäologie der chriſtlichen Kinderzucht; wie ſehr auch dieſe klaſſiſchen Kapitel zum Behuf der Behauptung der eigentlichen Wundergaben ſind gemisbraucht worden. Uns dünkt, daß dreyerley unwiderſprechlich daraus kann dargethan werden. 1. Die daſelbſt genannten Gaben ſind nicht nothwendig wunderthätiger oder auſſerordentlicher Art, vielmehr waren ſie wahrſcheinlich bloß ordentliche und gewöhnliche Gaben. 2. Sie erregten viele Unordnung, Neid, Eiferſucht, Feindſeligkeit, Streit und Zank. 3. Paulus ſetzt kein großes Gericht darauf, legt ihnen keinen großen Werth bey.

Was das erſte betrift, ſo kann man nicht abſehen, wie man, 1 Cor. 12, 10. 28–30. zufolge, alle dieſe Namen anders als von Aemtern und Verrichtungen verſtehen könne. Um es nur an einigen zu zeigen: ſo fällt es in die Augen, daß die *διακονιαι αντιληψεις, κυβερνησεις*, die in einer Reihe mitten unter den *δυναμεσι ιαματων* ſtehen, wohl nichts übernatürliches erfordern. Calvin hat ſie zur Kirchenzucht gerechnet, und in ſeiner Liturgie durch die Anciens und Diacres nachgeahmt. Noch mehr! Die *διακρισις πνευματων* iſt von frommen und gelehrten Auslegern ſo wenig für eine übernatürliche Gabe gehalten worden, daß Melanchthon über 1 Cor. 12, 10. anmerkt: „Ut initio primi authores et propagatores „anabaptiſticae ſuperſtitionis magnam ſpeciem religi„onis offundebant oculis hominum, jactitabant *ſin„gulares revelationes* et narrabant *quales in corde*

„*motus*

„*motus ſentirent.* Haec nova ſpecies apud multos, „ut apud Caroloſtadium, pariebat eis admirationem. „Sed *Lutherus ſtatim animadvertit fucum*, quia „non docebant juſtitiam fidei, ſed efferebant ſuam „ſapientiam et ſua exercitia. Et in urbe Monaſteri- „enſi in Weſtphalia, priusquam erupiſſent manifeſta „ſcelera Anabaptiſtarum acerrime *adverſatus eſt eis* „*initio Hermannus Buſchius*, vir nobilis et poëta, „cum ſegregationem facere inciperent Eccleſiae purae „a reliquis, quorum mores reprehendebant." Das iſt die ganze Sache. Melanchthon findet in der Unterſcheidungsgabe der erſten Kirche eben ſo wenig Uebernatürliches, als in der Unterſcheidungsgabe Luthers und Herman Buſchens. Man hatte ſeine Grundſätze, wornach man beurtheilte; man machte es alſo gerade ſo, wie man es in allen andern Arten des Umgangs und der Geſchäfte macht. So denkt der nämliche, vortrefliche Gottesgelehrte von der εϱμηνεια γλωσσων und von den γενη γλωσσων. Er verſteht unter den leztern die natürliche Geſchicklichkeit, viele Sprachen zu verſtehen und zu ſprechen, ſo wie ſie Reuchlin z. B. beſeſſen, und unter der erſtern die Wiſſenſchaft, ſchwere Fragen aus einander zu ſetzen, ſo wie ſie Luther gehabt. „Ut quamquam *Caprio*, ſagt er, „novit multas linguas, tamen non potuiſ- „ſet controverſiam de juſtitia fidei aut poteſtate Epis- „coporum exponere, ut *Lutherus.*" Womit will man darthun, daß in der langen Liſte von Gaben etwas übernatürliches vorkomme, da darinn nichts angedeutet wird, was wir nicht alle Tage vor unſern Augen ſehen könnten? Will man, mit dem H. D. Erneſti (in opp. theol.) das innere Herzensgebet darunter verſtehen, ſo ſehen wir nichts, was nicht nach der Ordnung im Reiche der Gnaden erfolgen könne.

Und

Und dieſe Gaben, waren ſie das, was das Chriſtenthum am ſchätzbarſten hat? Waren ſie nicht vielmehr hie und da, durch unverſtändigen, eiteln Gebrauch der eigentlichen chriſtlichen Vollkommenheit ſchädlich? Der Augenſchein in den vielen Klagen des Paulus lehrt es, wie viele Noth der Eigendünkel, die Selbſtzufriedenheit und die Prahlſucht der Begabten dem weiſen Apoſtel machten. Der ſchon mehrmal angeführte fromme Melanchthon deutet ſehr ſcharfſinnig auf die prahlhaften, eiteln graeculos, die die chriſtlichen Verſammlungen nicht zum Aufenthalt der Belehrung und Erbauung, ſondern gern zum Schauplatz ihrer Eitelkeit gemacht hätten, wo ſie ihre Beredſamkeit und Sprachkenntniß zeigen könnten; ſo wie ſie es in ihren gelehrten Geſellſchaften bey Vorleſung ihrer Gedichte, Deklamationen und Lobreden gewohnt waren: „quia, ut alioqui „graeci homines amarunt eloquentiam, ita magis „delectabantur cognitione multarum linguarum. —" „Vult autem Paulus dicentes in publico coetu non „*theatricam oſtentationem* inſtituere, ut apud Ethnicos fuit uſitatum, *recitare Poëmata aut Panegyricos in ſpectaculis:* ſed ſervire utilitati diſcentium „et accendi pios affectus et invocationem." Waren nun dieſe Gaben für den Chriſten, der zur innern Vollkommenheit ſtrebt, ſehr zu beneiden? und können wir uns von den Verſammlungen, worinn noch ſolche Mißbräuche herrſchten, worinne man ſolche kleine elende Leidenſchaften mitbrachte, und deren Frieden und Zweck man durch ſolche nutzloſe, eitele Prätenſionen ſtörte, eine würdigere Vorſtellung machen, als von den gegenwärtigen chriſtlichen Verſammlungen, die ſchon gerader auf den Zweck der chriſtlichen Erbauung geführt werden?

Es iſt daher gar nicht zu verwundern, daß Paulus aus allen dieſen Gaben bey weitem nicht ſo viel macht, als einige neue Bewunderer derſelben *). Sie erſchwerten ihm ſeine Arbeit an den Gemeinen mehr, als wir es vielleicht jetzt denken, da ſie ſo oft zu Verachtung, Eigendünkel, Sektirerey und kindiſchen Spielen Anlaß gaben, die alle von der innern Kraft der Gottſeligkeit abführten. Bald hatte er hier einen aufzurichten, den der Mangel an Gaben, die andere beſaßen, niederſchlug und verzagt machte; bald mußte er dort dem aufgeblaſenen Eigendünkel eines andern begegnen, der ſich ein beſſerer Chriſt dünkte, weil er Geſchicklichkeiten beſaß, woran es andern fehlte; indem er allen zeigte, daß das nicht das höchſte und Beſte im Chriſtenthum ſey, ſondern daß es Gaben gebe, die mehr werth ſeyn, und die ein jeder Chriſt erlangen könne und ſolle. So entſcheidet er alſo endlich die ganze Streitigkeit 1 Cor. 12, 31. in den merkwürdigen Worten: Strebet nach den beſten Gaben. Und ich will euch einen köſtlichern Weg zeigen. Dieſe beſſere Gaben, dieſer köſtliche-
re

*) Wir ſehen nicht, daß ſie die Menſchen an Einſichten, Sinn und Herz beſſer machten. Beyde Briefe, die Paulus nach Corinth ſchreiben mußte, ſind voll von Vorwürfen, deren man ſich nicht gnug ſchämen kann. Wir wollen die Liſte davon nur ganz kurz in den Worten eines großen, wahrhaftig frommen und ſehr thätigen Gottesgelehrten der römiſchen Kirche hieher ſetzen: „Ego vero impuram dixi Eccleſiam corinthia„cam, advertens, quae S. Paulus illis objecerit. Namque ſi de caritate agitur, ſchismata et contentiones erant inter eos, qui in I. et II. Cap. neque leves. Si de *moribus*, inter vos auditur *fornicatio*, qualis nec inter gentes; ſi de *ritibus*, jam non eſt dominicam manducare, quod autem ad *doctrinam*, quoniam quidam in vobis, qui dicunt, *reſurrectionem nullam eſſe*. Sarp.

re Weg ſind das, was dieſer große Apoſtel im folgenden Kapitel anpreiſet: Glaube, Liebe, Hofnung. Von Wundergaben ſagt er nichts!

„Allein, ſagt man, die Stelle Marc. 16, 17. iſt darinn nicht die Verheiſſung allgemein? Hat nicht Grotius ſelbſt die Allgemeinheit derſelben darinn erkannt? Iſt die Wunderkraft alſo nicht ein gewiſſes „und nothwendiges Eigenthum des ächten chriſtlichen „Glaubens?" Wir wollen es unter ſuchen. Doch zuvor ein Paar kurze Anmerkungen. Es iſt eine merkwürdige Schwachheit des menſchlichen Geiſtes, ſelbſt in den größten Männern, daß er, wenn er erſt einmal auf Erwartungen gerathen iſt, denen alle geſunde Vernunft und Erfahrung entgegen iſt, lieber zu den grundloſeſten Hypotheſen ſeine Zuflucht nimmt, ehe er auf den ſo natürlichen Gedanken geräth, an der Sicherheit ſeiner Hofnungen zu zweifeln. Da Grotius einmal gewiß zu wiſſen glaubte daß die Glaubigen Wunder thun ſollen: ſo war er genöthigt anzunehmen, daß es keinen Glauben mehr unter den Chriſten gebe, weil er wohl bemerken mußte, daß es mit dem Wunderthun zu Ende ſey. Was würde er aber geantwortet haben, wenn man ihn gefragt hätte, vorausgeſetzt, daß es unter den Zuhörern Jeſu bey ſeiner Bergpredigt einige gegeben, deren gerührtes Herz zu alle den himmliſchen, herlichen Lehren dieſer göttlichen Predigt Ja geſagt hätte, — die nun hingegangen wären und ſo himmliſch gehoft, ſo uneigennützig gewünſcht, ſo warm und innig geliebt, ſo göttlich gelebt, kurz den Tugendweg betreten hätten, wozu ſie die Reiſe-Karte aus dem Munde Jeſu gelernet hatten, — die dann geſtorben wären, ohne etwas von Wunderkräften gehört zu haben — waren das Chriſten, und hatten ſie den wahren, ächten Glauben? Oder die Gemeinen, worinn das Evangelium

des Markus nicht geleſen wurde, oder, worinn es, nach Hieronymus Anzeige (im Briefe an die Hedibia), ohne die letzten Eilf Verſe geleſen wurde? Sie konnten doch nicht daran denken, Wundergaben zu erregen oder zu gebrauchen, wovon ſie nichts gehört hatten. Es iſt alſo wohl in der angezeigten Stelle nicht von allgemeinen Wundergaben die Rede. Denn was ſollten ſie allen Gläubigen? Noth zu heben? Wozu alsdann die neuen Sprachen? Bezogen die ſich nicht augenſcheinlich auf das Amt der Apoſtel? Man hat geſagt, daß zur Ausbreitung des Chriſtenthums in Aſien, Afrika und Amerika auch dieſe Wundergabe der Sprachen jetzt nicht überflüßig ſeyn würde. Gewiß würde ſie das nicht ſeyn. Bis anjetzt weiß man aber nicht anders, als daß die Miſſionarien dieſe Sprachen ſehr mühſam haben lernen müſſen. Und es iſt gewiß, daß ſie um ein groſſes ſchwerer ſind, als die griechiſche oder ſyriſche zu der Apoſtel Zeiten, da man keine Sprachlehrer und Wörterbücher in denſelben hat, ja da deutſche und engliſche Miſſionarien noch erſt eine andere Sprache, die portugieſiſche, lernen müſſen, um zur Sprache der Eingebohrnen zu gelangen. Wird man alſo die Verheiſſung nicht auf die Apoſtel einſchränken müſſen? Wird es nicht heiſſen müſſen: „Es werden aber den „Chriſten ſolche Zeichen geſchehen (— τοις πιϛευσαϭι - παϱακολουθησει) Man wird in meinem Namen u. ſ. w.“

Es iſt augenſcheinlich, daß man, dieſen Gründen zufolge, ein frommer Chriſt, ein geſchickter und gewiſſenhafter Ausleger ſeyn könne, ohne in dem N. T. die Erwartungen auſſerordentlicher Wunderkräfte zu finden. H. L. hat alle Wahrheitsfreunde aufgefordert, ihn über dieſe Materie zu belehren. Wenn ſie es mit Wahrheitsliebe, nach ihrer beſten Methode

und

und Ueberzeugung gethan haben, ſo verdienen ſie doch wohl Hochachtung und Schonung? Was ſoll man nun von dem unwiſſenden Hohnſprechen eines Ungenannten im Auguſt 1776. ſagen, der dieſe ganze Frage mit Stürmen und Brauſen, mit hoch daher fahrenden Worten voll ſchwankenden Sinnes zu entſcheiden glaubt?

Er begegnet denjenigen, die ſich von der Hypotheſe, wie er ſie ſelbſt S. 126. nennt, über die Glaubens- und Gebetskraft nicht überzeugen können, mit der äuſſerſten Unwürdigkeit. „Daß mit ihren „gedreheten hermenevtiſchen Regeln, die Glaubens„kraft auf 1700. Jahr zurückweiſen, alles im Teſta„ment zurückgewieſen ſey — iſt aus der Herren Logik „bewieſen. — Einer der deklarirteſten Gegner der „Glaubens- und Gebetskraft geſtand mir: die Ver„heiſſungen ſeyn wirklich allgemein, aus der Bibel „laſſe ſich da nicht entgegenreden. Aber — über „ſo viel Bibliſches ſeyen wir mit Semmlers, Tel„lers, Eberhards und der Bibliothekare in Berlin „ewigem Oehllämpchen hinweg, warum nicht auch —! „Ich gab dem Manne die Hand." So viel wir wiſſen, ſind dieſe Männer weder die einzigen, noch die erſten, die die gegenwärtige Wunderkraft des Glaubens und des Gebets leugnen, ja nicht einmal die einzigen, die ſie blos auf die Apoſtel einſchränken. Unter den Deutſchen die erſtern Reformatoren Luther, Melanchthon ꝛc. unter den Neuern Walch, Leß, Zachariä, Röſſelt, unter den Engländern Middleton u. andere recht ausnehmend fromme und gelehrte Männer haben es gethan. Iſt es nicht ein recht ekelhafter Eigendünkel, von dieſen Männern mit ſolcher Verachtung zu reden, wie dieſer Unbekannte, der eben ſo viel Unwiſſenheit als Plumpheit zeigt. Es iſt augenſcheinlich, daß ſie eine weit einſichtsvollere

Achtung für das Chriſtenthum hegen, als diejenigen, die deſſen Verheiſſungen durch nie erfüllte Deutungen dem Spott bloßſtellen. Denn gerade an ſolchen Erwartungen haftet der Leichtſinnige, der den Chriſten mit dem Glauben eines Senfkorns zur Verſetzung der Berge auffordert.

Wozu aber dieſe Glaubens- und Gebetskraft? Die Schriften, die wir jezt beurtheilen, halten ſie für ein weſentliches Stück des Chriſtenthums. Ganz wider die deutlichen Ausſprüche der Schrift, ganz wider alle Geſchichte und Erfahrung. Die Aehnlichkeit mit Chriſto, der Charakter des Chriſten wird überall in die Aehnlichkeit der Geſinnungen mit den Geſinnungen des Evangeliums geſezt. Chriſtus bezeugt ganz ausdrücklich, daß nur die, ſo den Willen ſeines himmliſchen Vaters thun, ins Himmelreich kommen werden, und daß er viele, die doch in ſeinem Namen Teufel ausgetrieben, in ſeinem Namen viel Thaten gethan, nicht für die Seinigen erkenne. Wir wiſſen alſo mit aller Gewißheit, wornach wir die Chriſtusliebe an uns und andern zu beurtheilen haben, wornach man ſeinen Wachsthum in dieſer Chriſtusliebe meſſen und was man ſich zum Ziele ſeines chriſtlichen Strebens ſetzen müſſe; mit dem übrigen, mit der phyſiſchen Glaubenskraft, mit dem Wunderthun, damit mag es ſeyn, wie Gott will — was geht es mich an? So denke ich und andere fromme Chriſten; darauf ſuche ich bey mir und andern zu arbeiten. Mögen doch Wunder thun, die es können; ſie mögen auch gute Chriſten ſeyn, aber wegen ihrer Wunder ſind ſie es nicht. Noch weniger ſind diejenigen, die keine Wunder thun können, aber davon nur in unbeſtimmten dunkeln Phraſen hoch daher fahrend plaudern, deshalb beſſere Chriſten. Am allerwenigſten ſind ſie es, wenn

ſie,

ſie, indem ſie fühlen, daß ſie ſelbſt keine Wunder thun können, diejenigen, welche glauben, daß jetziger Zeit keine Wunder zu hoffen ſind, für Buben, Neidteufel, Henker und Deiſten ſchelten.

Nach Chriſtus Sinn ſelbſt iſt, den Willen des himmliſchen Vaters thun, zum Chriſten genug. Wenn dieſer unſichtbare Geiſteshauch die Herzen der Chriſten allgemein beleben wird, dann wird das goldene Zeitalter des Chriſtenthums ſeyn. Ich ſage nicht, ob wir das ſchon erlebt haben, oder wenn wir es noch erleben werden; das aber läßt ſich mit aller möglichen Gewißheit ſagen, daß das Chriſtenthum durch Zeiten gegangen iſt, wo alles von Wunderthätern wimmelte, und — wo das Chriſtenthum unter dem Schutte des Aberglaubens und der Sittenloſigkeit begraben lag. Der Simeon Stylites, den man jetzt auf ſeiner antiochiſchen Säule, oder in ſeiner Eremitage ruhig wohnen laſſen würde, dieſer Simeon Stylites that, nach der Ausſage vieler griechiſchen Kirchenſcribenten *), unzählige Wunder. Aber Dodwell bemerkt auch ſehr richtig: „Es „iſt nichts, was der ganzen Sache der Wunder bey „den Atheiſten mehr Schaden thut, als die Wunderhiſtörchen der neuern Legendſchreiber **).“ Und alle die Wunder, was ſollten ſie erhärten? — Bey Tertullian ein tauſend jähriges Reich, bey Cyprian die Göttlichkeit der Prieſtergewalt, und bey Theodoret die Vortreflichkeit des Mönchſtandes.

*) S. Cave Hiſt. Litt. T, p. 439.

**) Atqui nihil eſt, quod miraculorum cauſſae univerſae apud Atheos magis noceat, quam recentiorum u. ſ. w.

Dieſe hiſtoriſchen Bemerkungen müſſen ſchlechterdings ausmachen, daß wahre Chriſtusliebe mit dem Wunderthun gar nichts zu ſchaffen hat, daß Aberglauben und Unſittlichkeit mitten in der Feenwelt der Wunderthäter ſich recht wohl befinden, das wahre Chriſtenthum aber dieſer übernatürlichen Kräfte recht wohl entbehren kann. Es iſt ſogar etwas in der Begierde nach Wundern, das der Vollkommenheit des Chriſtenthums gerade entgegen iſt. Der Chriſt, der ohne Ungeduld und Vermeſſenheit den Willen ſeines himmliſchen Vaters thun läßt, was das beſte iſt, deſſen Sinn ſchon himmliſch genug iſt, zu wiſſen, daß das Reich Gottes in uns iſt, und auch durch Schmerzen und Leiden kann gebaut werden, der nicht ſich gleich entrüſtet, wenn Krankheit, Dürftigkeit, Kränkungen ihn beugen, der da weiß, daß wir durch das Alles zur Heiligung gelangen können und ſollen — dieſer iſt ganz offenbar nach der Schrift ein beſſerer Chriſt, als wer Berge verſetzen will.

Laßt uns ſehen, wozu ſoll die Glaubens- und Gebetskraft? H. Pf. will, ſie ſoll mir Hülfe ſchaffen, wenn ich ſie nöthig habe. Der Sendſchreiber ſagt: „Wunder verlangen Sie keine. Aber doch „Erhörung, wenn Sie Gott um Wegnahme dieſes „oder jenes Unangenehmen bitten? Ich verlange auch „keine Wunder: nur Hülfe, wenn ich in Noth bin. „Wunder oder nicht Wunder, davon kömmt mir „nichts in Sinn (S. 45.)." Zwar doch Wunder, wenn es die Erhörung erfordert. — Aber iſt dieſes die Schriftlehre vom Gebet? Das Gebet muß erhört werden, wenn wir um die Wegnahme von etwas unangenehmen bitten. Von etwas Unangenehmen? O wie ganz anders haſt du gebetet, du göttlicher Beter, als du den bitterſten der Kelche trankſt?

Nicht

Nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe! Wie ganz bin ich der Deinige, wenn ich das erſt aus deiner göttlichen Lehre gelernet habe! Warlich vierinn waren viele, die das Glück, deiner Unterweiſungen zu genießen, nicht gehabt, beſſere Chriſten, als viele, die deine Lehre durch eitele eigenwillige Erwartungen verunſtalten. Denn dieſe ſoll das Herz in Ordnung bringen, unſer Verlangen nach den Einrichtungen der Vorſehung, nicht die Einrichtungen der Vorſicht nach unſern kurzſichtigen Wünſchen beſtimmen. Es iſt chriſtlicher, wie der Pythagoräer Thymarides zu beten. Als ſeine Freunde ihn zu Schiffe begleiteten, nahmen ſie von ihm mit dem Wunſche Abſchied: „Es begegne dir von Gott, alles was „du willſt.“ „Mit nichten, antwortete dieſer weiſe Mann, „Gott gebe vielmehr, daß ich nichts anders wolle, als was mir von Gott begegnet.“ *) Es iſt chriſtlicher, mit den Lacedämoniern und dem Sokrates zu beten: Gieb mir, Gott! was mir gut iſt, wenn ich dich auch nicht darum bitte, und entferne von mir alles Uebel, wenn ich dich auch um daſſelbe bitten ſollte. Das Unangenehme ſoll Gott wegnehmen? Das hat Paulus nicht erfahren. „Ich habe den Herrn dreymal gebeten, ſagt er, daß „er von mir wiche. Und er hat zu mir geſagt: Laß „dir an meiner Gnade gegnügen.“ 2 Cor. 12, 8. 9. Das Unangenehme kann gerade das ſeyn, was zu unſerm Beſten gereicht, Jeſ. 28, 19. Anfechtung lehret aufs Wort merken, und wen Gott lieb hat,

 den

*) Iamblich. in Vita Pythag. n. 145. Και τῃ ηδη επιβαντι του πλοιου ειπεν, οσα βουλει, παρα των θεων γενοιτο σοι, ω Θυμαριδα· Και ος ευφημειν εφη αλλα βουλοιμεν μαλλον, οσα μοι παρα των θεων γενηται·

den züchtiget er, Ebr. 12, 6. Sprüchw. 27, 6. 1 Cor. 11, 32. Die rechte Gemüthsfaſſung in dieſen Fällen iſt denn nicht die ungeduldige Wunderſucht, ſondern die Geſinnung Davids: Es iſt mir lieb, daß du mich gedemüthiget haſt, daß ich deine Rechte lerne, Pſ. 119, 71. Das Gebet des unvollkommenern Chriſten geht nur dahin, des Unangenehmen loß zu werden, — er erkennet bloß Gottes Macht; wer aber ſchon zum vollkommnern Alter im Chriſtenthum herangewachſen iſt, der bittet Gott um Weisheit, ſeine Güte auch in den unangenehmen Fügungen wahrzunehmen, er ſtrebt, Gottes Güte und Weisheit auch darinn zu fühlen. Wem dieſe Weisheit mangelt, der wird ſie in dem reinen zweifelloſen Vertrauen auf Gott finden. Um dieſe haben wir zu bitten, und die wird uns gewiſſer gewährt werden, als die Aenderung der phyſiſchen Geſetze. Der groſſe P. Sarpi hat dieſe wahre und tröſtliche evangeliſche Lehre der Erhörung des chriſtlichen Gebets in folgenden vortreflichen Worten kurz vorgetragen: Nos Deum *humanis adfectibus* precamur; ille vero nos *ſecundum divinas rationes* exaudit *).

Es

*) Es iſt auch wirklich nicht die Handlungsart der Apoſtel, daß ſie aller Noth durch Wunder abhelfen. Sie arbeiteten doch warlich in einer edlen Sache, und wozu ſie Geſundheit, Freudigkeit, Kräfte, mehr als gewöhnlich, nöthig hatten; wo ſie Noth, Schmerz, Leiden antrafen, die um deſto mehr hätten ſollen durch Wunder abgeholfen werden, da ſie ſie in einer ſo guten Sache ſich zugezogen, und da ſie dadurch an dem fleißigen, glücklichen Treiben dieſer guten Sache gehindert wurden. Wirkte aber dieſe wunderthätige Hülfe? Stand ihnen eine ſchöpferiſche Kraft zu Gebote: ſo mußte Epaphroditus, dieſer

nöthige

Es iſt daher die Allgemeinheit einer wunderthätigen Gebetskraft in der Schrift nicht zu finden.

nöthige Mitſtreiter Pauls nicht in die Noth einer tödtlichen Krankheit kommen — ſo mußte Paulus nicht die Hände in den Schoos legen, und abwarten, daß es mit ſeiner Krankheit erſt zur Todesgefahr gediehe — daß durch die Nachricht davon die ihn liebenden Gemeinen bekümmert würden — er mußte die allezeit fertige Schöpferkraft geltend machen, und dem Werke des Chriſtenthums einen Mann wiedergeben, durch deſſen Unthätigkeit die Arbeit an demſelben ſo beträchtlich litt, und der es ſo ſehr verdiente, unter keinerley Art der Noth zu ſchmachten. — Ueberhaupt woher ſo viel Leiden und Trübſale zu den apoſtoliſchen Zeiten, wenn man nur Glauben haben, wenn man nur wollen durfte, um alle Noth zu heben? woher die große lange Liſte von Gefährlichkeiten, woher die Geiſſelungen, woher die Schiffbrüche, woher inſonderheit die Ketten und Banden, indeß daß ſich falſche Apoſtel in den Gemeinen einſchlichen, und das Unkraut ſäeten, wo die ächten Lehrer des Chriſtenthums mit ſo vieler Mühe den Weitzen geſäet hatten — indeß daß die Bitterkeit eines grauenvollen Kerkers ihnen noch dadurch vermehrt wurde, daß die Spaltungen, die Irrthümer, ja die Laſter überhand nahmen? War hier nicht der Fall der Hülfsbedürftigkeit in dringender, allgemeiner Noth? Halfen hier nicht die Apoſtel durch Wunder? Nein! Statt deſſen nichts als gelaſſenes Abwarten, ohne ungeſtümes Aechzen nach Hülfe, Beruhigen des ungeduldigen Keuchens, Lindern des gewaltigen Schmerzes, — nicht durch Heben deſſelben — ſondern durch den himmliſchen Sinn, daß dieſer Zeit Leiden nicht werth ſind der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden — daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müſſen zum beſten dienen. Dieſe Denkungsart beruhigt am ſicherſten, und giebt die nutzbarſte und wirkſamſte Thätigkeit. Da man in der Vorausſetzung, daß Gott unmittelbar hilft, die natürlichen

Das Evangelium müßte uns haben, auf ewig, an ſehr unvollſtändige Begriffe vom wahren Gute und wahrem

Mittel vernachläßigt; ſo ſucht man ſie in der entgegenſtehenden Vorausſetzung auf, verbeſſert und erhöhet ſeine natürlichen Kräfte, und fühlt genug Gotteskraft in ſich, wenn die Kräfte Diener des göttlichen Willens ſind. „Wir müſſen, ſagt Kambyſes beym Xenophon, „gehörig ſelbſt dazu Hand anlegen, das „Unſrige thun, und alsdann Gott um gute Gaben anflehen. — „Ja! antwortet Cyrus, ich weiß es, daß du immer zu ſagen „pflegteſt, viele Gebete ſeyn ungerecht; z. B. wenn ſchlechte „Reiter um den Sieg im Pferdegefecht, oder ungeſchickte Bogenſchützen im Schieſſen über geſchickte Bogenſchützen verlangen; wenn Leute, welche die Steuerkunſt nicht gelernt haben, „gern durch ihr Zuthun das Schiff retten möchten, oder wenn „ein Landmann, der nicht geſäet hat, Gott um eine reiche Ernd„te bittet *)." Wir können hinzufügen: und wenn einer, ohne die Arzneykunſt gelernt zu haben, um Kraft zu heilen betet, und wenn einer, unzufrieden mit dem Ruhm, den ihm ſeine Naturgaben und ſein Fleiß, gleich andern Menſchen, ſchaffen können, betet, daß er ein auſſerordentlicher Menſch ſeyn möge.

Wie aber, wird unter dieſer gelaſſenen Zufriedenheit mit den göttlichen Wegen die chriſtliche Gemeinnützigkeit und Thätigkeit nicht leiden? Das möchten die neumodiſchen Vertheidiger der Wundergaben gern zu verſtehen geben. Wir müſſen uns hier wieder in die Schranken der Erfahrung zurückziehen.

Ich

*) Xenoph. Cyrop. L. I. Cap. 6. n. 5. 6. Παρεχοντες ουν εαυτους, οιους δει, ουτως ημιν εδοκει και αιτεισθαι τα αγαθα παρα των θεων· — Και γαρ οιδασε λεγοντα αει, ως ουδε θεμις ειη αιτεισθαι παρα των θεων ουδε ιππευειν μη μαθοντας νικαν· ουτε μη επισταμενους τοξευειν τοξευοντας κρατειν των επισταμενων τοξευειν· κ. τ. λ.

wahrem Uebel binden wollen, hätte uns müſſen auf ewig alle beſſeren Einſichten von der unſichtbaren re- gelmäſigen

Ich ſehe, daß vieler Noth auf dem gebahnten Wege des Naturlaufes geholfen wird. Ich ſehe, daß die Kunſt der Aerzte Krankheiten heilt, durch Arzneyen, deren Kräfte man durch Erfahrung und Theorie kennt; es muß alſo in dem Plane der Vorſehung ſeyn, daß durch ſolche Mittel ſolche Uebel gehoben werden; die Schicklichkeit dieſer Mittel, die der Weltſchöpfer in ſie gelegt, ſolche Krankheiten zu heilen, iſt mir Andeutung genug davon. Meine Begierde, durch natürliche Mittel zu helfen, ſtimmt alſo im herrlichſten Wohlklange mit der Tendenz der Welteinrichtung, und alſo dem Willen der Vorſehung zu einerley Abſicht. Aber was berechtiget mich, Wunder zu fordern? Der Mangel der natürlichen Mittel? Iſt der ausgemacht? und wenn er es iſt, wo haſt du nun Andeutung, daß Wunder dieſen Mangel erſetzen ſollen? Erfolgt alſo keine Hülfe, ſo ſage: es iſt des himmliſchen Vaters Willen, daß ich leide. Auf! nutze dein Leiden, damit du am Ende ſagen könneſt: Ich danke dir Gott, daß du mich gedemüthigt haſt. Denke nicht, daß die Sphäre deiner Thätigkeit werde verengt werden, wenn du deiner Meynung nach auf bloße natürliche Hülfe herabgeſetzt biſt. Es iſt noch Uebel genug da, wofür ein heilendes Kraut gewachſen iſt; aber gehe hin, und ſuche es auf, gehe hin, und forſche in dem Schatze der Natur; und wenn du nichts mehr zu ſuchen haſt, wenn das Vorrathshaus aller Heilkräfte erſchöpft iſt, dann komm, und klage, wenn du darfſt, über den engen Krais der natürlichen Hülfekraft.

Mit dieſen Gedanken, worauf uns die Betrachtung Gottes in der Natur führt, ſtimmt die h. Schrift genau überein. Sie brandmarkt die Begierde nach wunderthätiger Hülfe als ein eigenſinniges, ſtolzes Verſuchen Gottes. Die Anwendung, die Jeſus von den Worten (5. Moſ. 6, 16.) macht: Du ſollſt Gott deinen Herrn nicht verſuchen, womit er die

Aufforde-

gelmäſigen Regierung Gottes verbieten wollen, wenn dieſe Erwartungen ſollten fortdaurend und allgemein ſeyn. Wem fällt es hier nicht in die Augen, daß ein Chriſtenthum, welches die Gemüther zu ſteten wunderthätigen Erwartungen ſtimmte, anſtatt den Menſchen beſſer und weiſer, ihn vielmehr geringer und ſchwächer machen würde? Es erhellet aber auch das gerade Gegentheil von dieſem Allem aus den apoſtoliſchen Schriften. Paulus erklärt (1. Cor. 13. 9.) die Wundergaben für unvollkommne Anfangsgründe des Chriſtenthums, die der Kindheit deſſelben angemeſſen waren, aber dereinſt dem vollkommnern Platz machen müßten. Waren ſie Ueberzeugungsmittel, Lehrmethode: ſo mußte man ſie als ſolche endlich entbehren lernen, wofern das Chriſtenthum ſtets der Vollkommenheit entgegen wachſen, und die ſchwächern Schritte zu ſtärkern führen ſollten. Glaube, Liebe, Hofnung, moraliſche Tugenden und alſo Zweck mußten aller Zeiten ſeyn, und je erleuchteter und kräftiger ſie wurden, deſto mehr mußte man der ſchwachen Anlei-

Aufforderung des Verſuchers zurückwies (Matth. 4, 7.), und die häufigen Stellen, 2. Moſ. 17, 2. 1 Cor. 10, 9. Hebr. 3, 9. zeigen deutlich, daß darunter das Verlangen nach Wundern verſtanden werde. Die Schrift beſchreibt alſo dieſes Verlangen nicht als einen Beweis von der Stärke des Glaubens an Gott, ſondern vielmehr des Unglaubens, dem die Spuren der göttlichen Macht und Güte, die in dem Reiche der Natur überall zu finden ſind, zur Zufriedenheit mit Gott und zur Liebe deſſelben nicht genügen. Dieſes haben rechtſchaffene und gelehrte Ausleger immer erkannt. Wir wollen nur Hammonds Worte über Matth. 4, 7. anführen: Hac phraſi *tentare Deum* non ſignificari *nimiam fiduciam in Deum,* ſed potius *incredulitatem,* adparet ex multis locis, quibus utuntur ſacri ſcriptores.

Anleitungen dazu *) entbehren lernen. Es iſt eine ganz unevangeliſche Erwartung, ſeine phyſiſchen Kräfte durch das Chriſtenthum unmittelbar erhöhen zu wollen; und die Gaben zum Zweck zu machen, die nur den Zeitumſtänden angemeſſene Mittel ſeyn ſollten. Es iſt eine höchſtgrobe Vorſtellung von der guten Willenskraft, ſie durch Wunder wirken zu laſſen. Derjenige, der durch die natürlichen Mittel helfen will, Tag und Nacht ſinnt, um die menſchlichen Uebel zu erforſchen und ihre Arzneyen kennen zu lernen, und dann ſie gewiſſenhaft, unermüdet und uneigennützig anwendet, iſt ſo hülfreich, ja noch weit hülfreicher, ja noch weit liebevoller, als der unthätig daſteht, ſeine Einbildungskraft in Flammen ſetzt und Wunder erwartet. So haben die älteſten Kirchenväter von den apoſtoliſchen Wundergaben gedacht. „Ehe=

*) In einem Aufſatze: Vom höhern Chriſtenthum (im D. M. 1776. XI. St. S. 1008) ſtehet folgendes: „Die höchſte Stufe des Chriſtenthums iſt, Tugend wirken, weil man weiß und „fühlet, daß Gott in uns wohnet — Wer auf der höchſten Stufe des Chriſtenthums ſteht, in dem will Gott „wirken. Der ſoll nie beten unerhört. Der ſoll Wun„der thun; ihn ſollen Schlangen nicht vergiften, das Feuer „nicht brennen." Iſt jemals etwas gerade wider alle Vernunft und Schrift behauptet worden, ſo iſt es dieſes. Selbſt die Vernunft lehret uns, daß ein unendliches Weſen die Bitten endlicher Geſchöpfe nicht beſtändig erhöre Die Schrift weiß von dieſer höchſten Stufe des Chriſtenthums ſchlechterdings nichts: Chriſtus ſelbſt betete: Mein Vater, iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch von mir! O der ausſchweifenden Schwärmerey, die ihre falſche Empfindungen uns für die höchſte Stufe des Chriſtenthums aufdringen will! O des Eigendünkels, der mehr zu ſeyn begehrt als Chriſtus ſelbſt!

„Ehemals, ſagt Chryſoſtomus, konnte Paulus „Schnupſtuch mehr Wunder thun, als jetzt al„le Chriſten mit zehentauſend Gebeten und Thrä„nen *).“ „Damals, ſagt Auguſtinus, „als „die Welt noch nicht gläubig war, waren die „Wunder nöthig, damit ſie gläubig würde. Wer „jetzt Wunder verlangte, um glauben zu kön„nen, würde ſelbſt das gröſste Wunder ſeyn**).“ Dieß ſagt Auguſtinus ſchon von ſeinen den Zeiten der Apoſtel viel nähern Zeiten — und jetzt will man Wunder verlangen?

Das zu begreifen, wie das Bedürfnis der Zeiten die ebengedachte Methode heiſchte, dazu gehören freylich mehr als gemeine hiſtoriſche Kenntniſſe, und dieſe hiſtoriſche Kenntniſſe werden ewig der einzige Schlüſſel zum Verſtande aller Schriften in der Welt bleiben. Alle Sätze, die nicht nothwendig ſind, und die alſo nicht durch innere Evidenz ihren beſtimmten Sinn erhalten, woher ſollen die dieſen Sinn erhalten, als durch den Zuſammenhang mit Zeit, Denkungsart, Bedürfniß und das ganze Syſtem von Umſtänden, wovon ſie ſelbſt ein Glied ſind? Muß man, um das zu erforſchen, nicht Ausleger, und — gelehrter Ausleger ſeyn? Es iſt daher etwas unglaublich widerſinniges, wenn man mit einer Anmaaßung hervortritt, die allen Vernunftſinn ſtutzig macht, — ſie auf die Schrift gründet; aber die Auslegung der Schrift als etwas verächtliches verhöhnt. „Mö„gen ſie denn alſo, ſagt der Sendſchreiber (S. 65.), „das neueſte Auslegungsgekäue wieder aufwärmen „und zu Gaſte ſchreyen, wen ſie wollen.“ Anſtatt zu

*) De ſacerdot. L. IV.

**) Aug. de Civ. Dei, L. XXII. c. 8.

zu verachten, ſollte der ſtolze Ungenannte widerlegen. Oder iſt etwa verachten leichter als widerlegen? Darf man dort nur ſehr viel Eigendünkel, muß man hier ſehr viel Wiſſenſchaft haben?

Alſo — nicht ob man, ſondern wie man auslegen ſolle? — das iſt die Frage. Sind die Wundergaben allgemein, ſind ſie mehr als Lehrbeweiſe? Der Sendſchreiber meynt ja, ſie ſind mehr, oder vielmehr ſie ſind Lehrbeweiſe nur nebenher. „Warum, ſagt er S. 108. warum denn immer ſo im „Kreiſe menſchlicher Bedürfniſſe? zu Leidenminderung und Freudenmehrung? dem: Glaube nur immer? und immer ſo in Stille? und kaum neben ein „darauf, als auf Lehrbeweiſe, ſich beziehend? und „das Verbot ſie auszukünden? und an ſo armen, „unſcheinbaren Leuten? und nie expreß im Angeſichte der Ungläubigen? nie, wenn die Phariſäer „ſolchen Beweis foderten?" Wenn es eine Schwierigkeit iſt, daß Chriſtus ſeine Wunder auszukünden verboten, — ſie an armen Leuten — nicht im Angeſichte der Ungläubigen — nicht auf Verlangen der Phariſäer verrichtet, — ſo iſt ſie durch die Hypotheſe der Gebetskraft nicht gehoben. Denn warum ſollten — unabhängig von ihrer Beglaubigungskraft — ſeine wohlthätigen Wunder nicht bekannt werden? Iſt doch jetzt das Rufen von Wundern laut genug, von ihrer gegenwärtigen Möglichkeit, Wirklichkeit, — Riefen die Herolde der Wunderhypotheſe nicht vor kurzem immer hin — da thut eine Magd Wunder! — Hier thut Gaßner Wunder, dort thut Schröpfer Wunder! — obgleich jetzt noch kein einziges Wunder geſchehen iſt. Warum machte Chriſtus ſeine Wunder nicht bekannt, da die Vertheidiger der phyſiſchen Glaubenskraft mit den ihrigen ſo brauſend herausfahren? Aber eben das beweiſet genug,

nug, welches die liebevolle und weiſe Methode Jeſu war. Er fieng bey dem Volke an, bey dem Volke wollte er ſich Glauben verſchaffen, das bedurfte ſein, das war ſeiner empfänglich. So lange das noch ſeinen Hals dem jüdiſchen Aberglauben und der Prieſtergewalt willig hergab, und den Prieſtern ihre religioſe Tyranney leicht machte, war es wohl von ſolchen Menſchen ſchwerlich zu erwarten, daß ſie ſich der Oberherrſchaft, die ihnen ſo bequem und angenehm war, freywillig begeben ſollten. Wenn das Volk erleuchtet und gebeſſert war, mußte ſie von ſelbſt fallen. Er predigte den Armen ein Evangelium, eine angenehme Botſchaft; den Mächtigen war ſeine Lehre eine ſehr unwillkommene Botſchaft. So geht es mit allen Religionsverbeſſerungen. Oder meynet man, daß Luther beſſer gethan hätte, wenn er, ſtatt ſeinen Mitbürgern in Sachſen über die Unterdrückungen die Augen zu öfnen, nach Rom gegangen wäre, und in der Peterskirche vor den römiſchen Prälaten, von dem Gottesdienſte im Geiſte und in der Wahrheit, von der Entäuſſerung ihrer unnöthigen Reichthümer geprediget hätte? Wo ein ganzes Volk erleuchtet wird, da folgt alles übrige von ſelbſt. Das iſt die Urſach, warum Chriſtus ſich nicht an die Phariſäer wandte — Ferner: mit allen Wundern konnte Jeſus immer ſeines Zweckes, ein geiſtliches, unſichtbares Reich zu ſtiften, noch verfehlen; ſo lange noch nicht durch belehrende Begebenheiten, durch ſeinen Tod und deſſen große Folgen, endlich die Hofnung an einen irrdiſchen Meſſias aus dem Herzen des Volks ausgerottet und anſtatt deſſen himmliſche Erwartungen eingepflanzt wurden. Die Juden waren es an ihren Propheten gewohnt, daß ſie ſich durch auſſerordentliche Thaten ankündigten. Chriſtus würde alſo leicht ſeyn mit andern Nationalpropheten vermiſcht

worden,

worden, wenn er nicht durch weiſes Entziehen vor der Menge ſeinen Lehren und Thaten Zeit gelaſſen hätte, beſſere Einſichten zu erwecken und dieſen, zu ſeligern Veränderungen zu reifen. So waren ſeine Wunder zugleich wohlthätig und beweiſend; ſie verſchaften ihm Liebe und Vertrauen; dieſe Liebe, dieſes Vertrauen aber ſollten erſt den Menſchen nützlich werden, wenn ſie lernen würden, was ſie an Chriſtus haben ſollten. Das iſt die Urſach, warum er oft ſeine Wunder wolte verhelt haben. —

Das mag uns denn den Schlüſſel zu dem Betragen Jeſu bey ſeinen Wundern geben. Es iſt augenſcheinlich, daß auch bey ihm die geiſtliche Hülfe, Zweck, und die leibliche, Mittel war. Für beyde Arten bleibt uns immer auf dem natürlichen Wege gnug Gutes zu thun übrig; wer darauf unermüdet iſt, wird der göttlichen Natur immer mehr theilhaftig werden. Wie kann man nun mit dem Einwurfe etwas auszurichten glauben, worauf der Sendſchreiber S. 94. 95. ein ſo großes Gewicht ſetzt: „Wenn „einer hingienge und bey Joh 15, 17. Das gebiete „ich euch, daß ihr euch unter einander liebt. ꝛc — „alſo ſchließen würde. Was in einer Privatunter„redung, bey einer beſondern Gelegenheit, zu beſon„dern Perſonen geredet, und ihnen in Abſicht auf „ihre Umſtände, und Pflichten eigentlich empfohlen „worden: das kann anders nicht angehen. — Al„ſo — alſo — alſo iſt das gar nicht die Meynung „Chriſti, daß ſeine künftigen Bekenner in künftigen „Zeiten ſich unter einander lieben ſollen. —" Wer ſo ſchließen konnte, würde ſchwerlich geſunde Vernunft und gemeines Menſchengefühl haben. Denn er würde nicht wiſſen, daß nach Jeſu ausdrücklicher Lehre (Matth. 22.) an der Liebe Gottes und der Menſchen das ganze Geſetz und die Propheten hangen,

daß alle Menſchen den Trieb zu dieſer Liebe in ihrem Buſen und den Beruf dazu in ihrer Vernunft und in ihrem Gewiſſen tragen; da ein jeder das Gebot zu lieben erfüllen kann und muß, weil es der Einrichtung der menſchlichen Natur eingewebt iſt, indeß daß ein Gebot Wunder zu thun, nicht, wer da will, erfüllen könnte und es alſo widerſinnig ſeyn würde.

Man wird ſchon bisher gemerkt haben, daß bey all dieſem wunderthätigen Chriſtenthum eine beſondere Theologie zum Grund liegen müſſe. Und ſo iſt es. Die Grundſätze zu dieſer Theologie werden uns in dem Sendſchreiben vorgelegt (S. 61.) und ſie kommen auf das hinaus, was man aus den Behauptungen des H. L. vermuthen konnte, was er aber ſelbſt ausdrücklich hat läugnen wollen, alle nemlich auf eine phyſiſche Einwürkung Chriſti vermittelſt des Glaubens. Der Glaube iſt, nach dieſem Siſtem, nicht eine bloße moraliſche Operation der Seele, die man ſonſt Ueberzeugung und Vertrauen nennt; Er iſt ein Ausfluß einer ſubtilen Materie aus dem glaubigen, die ſich mit den Ausflüſſen Chriſti vereiniget, und durch dieſe Vereinigung übernatürliche Würkung hervor bringt.

Man urtheile aus folgenden Stellen: „Unſere „moraliſche ſinnliche Gemeinſchaft mit Gott iſt jetzt „ſchwach. Die Gemeinſchaft habenden berühren „ſich in wenig Punkten. So viel heterogene Theile „hindern nähere, innigere ſpürbarere Einigung. „Wie homogen es ſich immer zu einigen, zuſammen „zu fließen ſucht, ſo ſtrebts im Menſchen immer „nach Einigung mit Gott. — Jeſus Chriſtus iſt „der Mittler zwiſchen Gott und Menſchen. Er „nimmt die heterogenen Theile weg; Sammlet, „läutert die Homogenen. — Chriſten ſollen eins „ſeyn mit Chriſtus. —“ Wir können dieſe Theologie

logie Ihren Bewunderern laſſen, wofern ſie dieſelben nur nicht als das beſte und weſentlichſte, als eigentliche Schriftlehre aufdringen, und darauf Erwartungen gründen, die den Chriſten an dem Chriſtenthum irre machen können und müſſen. Die ganze Theorie iſt weder neu, noch ungewöhnlich; ſie iſt bey Jacob Böhme und ſeinen Verehrern in ihrer ganzen Ausdehnung auf die Glaubenslehre und Sittenlehre zu finden. In der Schrift iſt nichts davon enthalten; dieſe ſetzt die Einigung mit Gott in nichts, als in die Einigung des Willens und der Geſinnung, und man kann den wärmſten Chriſten auffodern aus den Worten: Seyd barmherzig, wie euer himmliſcher Vater barmherzig iſt. — „Nachdem der euch berufen hat, und heilig iſt, ſeyd auch ihr heilig in allem euren Wandel." — Nachdem allerley ſeiner göttlichen Kraft (was „zum Leben und „göttlichen Wandel dienet) uns geſchenket iſt durch „die Erkänntniß des, der uns berufen hat durch „ſeine Herrlichkeit und Tugend — daß ihr durch daſſelbe theilhaftig werdet der göttlichen Natur, ſo ihr fliehet die vergängliche Luſt der Welt: ſo wendet allen euren Fleiß daran, und reichet dar in eurem Glauben Tugend und in der Tugend Beſcheidenheit u. ſ. w. (worinn uns recht eigentlich die Art der Vereinigung mit Gott angegeben wird), etwas anders als dieſe Annäherung durch Sinn und Willen herauszubringen. Mehr darinn zu entdecken, würde, obgleich dieſe neuen Schwärmer es uns gern überreden möchten, weder die Kraft Gottes noch des redlichen Chriſten vergröſſern. Denn die Verehrung dieſer Kraft Gottes leidet dadurch nichts, daß ſie ſich nach einem feſtgeſetzten Plane ſeiner Weisheit äuſſert und die Kraft des Chriſten, die am beſten iſt, wenn ſie moraliſcher

Natur iſt, gewinnt, — wenn er, — ſtatt durch eine mechaniſche Operation auf die Körperwelt zu wirken, den Willen zu beherrſchen und dem Willen Gottes, wie er in dem regelmäßigen Weltplane ſichtbar wird, zuzuſtimmen lernt.

Nachdem nun alſo weder exegetiſche noch hiſtoriſche, noch philoſophiſche Gründe den evangeliſchen Chriſten zur Erwartung einer Wunderkraft berechtigen: ſo bliebe nun wohl nichts übrig, als dieſe Erwartungen durch einige wirkliche Wunder auf der Stelle zu rechfertigen. Kann jemand dieſes, ſo wollen wir ſchweigen. Allein dieſem Einwurfe, deſſen ganze Stärke die Herren Vertheidiger fühlen, wollen ſie ganz kurz mit der Beſchuldigung begegnen: Es fehlt, am Glauben, es fehlt an ächten Chriſten. Gleichwohl giebt H. Pfenninger den elenden Gaßner noch nicht auf; es ſind, nach ſeinem Berichte, nicht bloß ſchwache Köpfe, die noch was auf Gaßnern halten, — ein Vater eines jungen Philoſophen ſchreibt, daß dieſer Sohn die „gaßneriſchen Exorcismen geſehen, den Mann bewundere, aber kein Urtheil „fälle;" Es gebe ſtarke Köpfe, die behaupten, „die „Sache ſey höchſt unterſuchungswerth und ſollte auch „nur eine glückliche lehrreiche Anatomie des Betruges „und ein anſchaulicher Beweis von der Allmacht des „Gerichtes und der Leichtglaubigkeit erreicht werden." Wir glauben feſt, das einzige unterſuchungswerthe bey dieſem ganzen nichtswürdigen Gaukelſpiele ſey zu erfahren, warum manche rechtſchaffene und ſonſt verſtändige Männer ſich nicht ſchämten und von einem ſo albernen Menſchen ſich ſo lange äffen lieſſen. An der ganzen Gaukeley an ſich iſt jeꜩt wahrlich! nichts mehr zu unterſuchen. Was hätte denn nun Gaßner und nicht Lavater, der doch gewiß ein beſſerer Chriſt iſt, als Gaßner, — was hätte denn Gaß-

nern mehr als Lavatern würdig gemacht, das Werkzeug der ſchöpferiſchen Kraft zu ſeyn, die Teufel austreiben ſoll? die gröſſere Glaubenskraft? alſo das beſſere Chriſtenthum? Wahrlich wenn ein ächter Chriſt, wenn ein wahrer Gläubiger dieſem elenden Dummkopf ähnlich ſeyn muß, ſo iſt es Pflicht, kein Gläubiger zu ſeyn.

Wir haben nicht ohne einige Befremdung wahrgenommen, daß H. Pf. den Vorwurf des bremiſchen Prüfers: „Lavater behaupte: wer nicht die Gabe Wunder zu thun habe, werde verdammt," nicht geradezu und aufs förmlichſte und kräftigſte abgeläugnet hat. Wir ſind weit entfernt, ihm dieſe Meynung zuzuſchreiben. — Allein warum nicht rund heraus erklärt: Es iſt falſch, wir halten einen jeden, den Glaube, Liebe, Hofnung belebet, für einen ächten Chriſten? warum nur ſo weitſchweifig um den Berg gegangen? „Lavater begreife unter den Geiſtesgaben nicht blos die Gabe, Wunder zu thun. — „Ein jeder chriſtlicher Moraliſt mache ſich ſein Ideal „von einem Chriſten nach den Forderungen des Evangeliums, und wenn denn auch daraus folgte, daß „Millionen, und Millionen Menſchen in chriſtlichen „Ländern nicht ächte Chriſten ſeyn; — daß er um „deswillen von den Forderungen des Evangeliums „nichts dürfe abgehen, abmarken laſſen? beſonders „wenn Verheiſſungen dazu gegeben würden, die die „Leiſtung der evangeliſchen Forderungen ſehr möglich „machen." Heißt denn das nicht, H. L. mache ſich auch ſein Ideal von einem Chriſten, und wer dem nicht ähnlich ſiehet, ſey kein ächter Chriſt? Wir wiederholen es, daß wir den angeführten Satz H. L. nicht zuſchreiben wollen, aber, da er ihm einmal zugeſchrieben war: ſo mußte er förmlicher abgeläugnet werden, ſo war es nicht genug, endlich ſich damit zu

begnügen: (S. 131.) „wie denn Gott eine Menge vom „allgemeinen Verfall der Zeiten beynahe unwiderſteh„lich hingeriſſene Individuen dereinſt richten werde? „Dies iſt eine andere Frage, auf die weder Chriſt „noch Philoſoph zu antworten weiß. Uns heißts: — „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! — „wer hat Lavaters Schriften geleſen, und ſeine „großen — von einem liebreichen Herzen und philo„ſophiſchen Kopfe zeugenden Hofnungen in Hofnung „des Menſchengeſchlechts — nicht gemerkt?" O ja dieſe Hofnungen hat man bemerkt, nur nicht immer, daß ſie von einem philoſophiſchen Kopfe zeigen, da ſie aber, dieſe Hofnungen immer die wundervollen Einflüſſe zum Grunde haben: ſo möchte das durch die übernatürlichen Foderungen beunruhigte Herz in den eben ſo übernatürlichen Hofnungen die Ruhe nicht wieder finden, die es durch die Unerreichbarkeit der Forderungen verlohren hat. Dieſes, dieſes iſt die Urſach, warum man es gewiß wiſſen muß, daß die Geſinnung alles ſey, und daß man, auſſer derſelben, zur Vollſtändigkeit des Ideals eines Chriſten, nichts mehr ſuchen dürfe. Denn über dieſe Geſinnungen, und nur über dieſe, können wir unſerer Sache gewiß werden, ob wir ſie haben, oder ob wir ſie nicht haben? Wer kann uns ſagen, welcher Grad des Glaubens zum Bergeverſetzen genug ſey? Und wenn ich nun hundertmal, mit immer neuer Emporſpannung meiner Einbildungskraft, angeſetzt habe, und immer vergebens — das Wunder will nicht kommen: ſo muß ich endlich auf einen von den verzweifelungsvollen Gedanken kommen, entweder mit den Verheiſſungen des Chriſtenthums hat es nicht viel auf ſich — oder das Chriſtenthum iſt eine Sache, die ich nicht erreichen kann. Wie leicht gerathe ich dann in Gefahr, mich um die wahren Se-

ligkeiten des Chriſtenthums zu bringen, indem ich den eingebildeten nachjagte.

Man wird bemerkt haben, daß ich bisher von dem Begriff eines Wunders, von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit deſſelben, nach einem gewiſſen Begriffe, nicht ein Wort geſagt habe. Es mag damit ſeyn, wie es will; genug, wir finden die allgemeine Erwartungen wunderthätiger Kräfte weder in dem N. T. noch in der Analogie der chriſtlichen Religion. Das iſt die einzige wahre Urſach von meinem Unglauben an die Allgemeinheit der ſchöpferiſchen Kraft. H. Pf. will eine andere gefunden haben; und ich will nicht darüber mit ihm ſtreiten; denn ich ſtehe nur für mich ſelbſt. Und da bin ich es mir denn ſehr wohl bewußt, daß es der „vermuthliche Grund der „Lächerlichkeit der lavateriſchen Meynung bey ge„wiſſen Philoſophen," den H. P. glaubt ausgefunden zu haben, bey mir, und vielleicht bey manchem andern ehrlichen Manne, nicht iſt. Er ſagt (S. 23.): „Ich denke nach, was denn etwa in den Augen ge„wiſſer Philoſophen, die dabey die bibliſche Ge„ſchichte nicht läugnen — dieſe Hypotheſe ſo gar „lächerliches und kindiſches haben möchte! und ſiehe, „ich finde folgendes: die Herren bauen und trauen ſo „keck und kühn immer die ganze Theorie von Wun„dern auf die Definition: Miraculum eſt eventus „ſupernaturalis, qua extraordinarius ſpectatus. Je„des Wunder heißt eine Ausnahme von Geſetzen der „Natur." In dieſer ganzen Vermuthung nun iſt H. Pf. vollkommen unrichtig daran. Der Philoſoph, deſſen Definition an allem Unglauben Schuld ſeyn ſoll, (A. G. Baumgarten), war ein aufrichtiger Bekenner der Wunder, und iſt als ein ſolcher geſtorben. Er richtete auch ſogar ſeine Definition recht ausdrücklich darauf ein, dieſelbe der theologiſchen

Throrie von den übernatürlichen Gnadenkräften anzupaſſen und alſo das Uebernatürliche im Gnadenreiche zu behaupten, ohne die Anzahl der Wunder zu vermehren; und er hatte hierinn den Sprachgebrauch der theologiſchen Schulen vor ſich. Wenn er alſo eine Schule hat: ſo haben ſeine Schüler nicht nöthig, um ihres Lehrers Definition willen, irgend ein Wunder in der Welt zu läugnen; denn er geſteht, und vermuthlich ſeine Schüler mit ihm, daß Wunder abſolut, und in Anſehung der Macht Gottes hypothetiſch möglich ſind, daß ſie auch, mit Gottes Weisheit und Güte gedacht, nicht allemal moraliſch unmöglich ſind. Es iſt alſo gerade das Gegentheil von dem, was H. Pf. von gewiſſen Philoſophen ſo unphiloſophiſch vermuthet. Sie läugnen die Wunderkräfte der Chriſten nicht, weil ſie auſſerordentliche Begebenheiten ſind, ſondern weil man ſie zu ordentlichen Begebenheiten machen will; nicht weil ſie Ausnahmen von den Geſetzen der Natur ſind, (die ſie ſich gar wohl denken können) ſondern weil die Wunder, nach Hrn. Lavaters und ſeines Freundes und Anbeters Pfenningers Theorie, „in rerum naturam" gehören ſollen; denn dieſe Philoſophen begreifen leicht, daß ſie alsdann gar keinen Begriff mehr von einem Wunder haben würden, daß alle Ordnung der Natur, und folglich alle Erfahrung und Wiſſenſchaft aufhören würde, kurz, daß ſie dieſe Vermiſchung des Natürlichen und des Wunders auf eine Vermiſchung Gottes mit der Welt führen möchte, wobey ſich leicht eine erleuchtete Religion nicht ſo gut befinden dürfte. Wir ſagen es noch einmal: es iſt das Ordentliche und Gewöhnliche, nicht das Auſſerordentliche in den Wundern, was dem Philoſophen den Glauben an die Allgemeinheit der Wunderkräfte verbietet. Er ſieht gar wohl, was das ſagen will:

die

die Wunder ſind keine Ausnahmen von den Geſetzen der Natur. Nämlich man zerſtört alle Ordnung der Natur, um ſagen zu können, die Wunder ſind keine Ausnahmen davon; und dieß nachzuſagen, dazu kann ſich ein wahrer Philoſoph nicht entſchlieſſen. Dieß iſt die eigentliche und vernünftige Urſach der Vis inertiae ſeines Glaubens an häufige Wundererzählungen. Da ihn der Anbau ſeiner Vernunft zur Erwartung einer ſteten Regelmäßigkeit und Ordnung in der Natur gewöhnt hat: ſo glaubt er es der tiefen Verehrung, der Weisheit des Höchſten ſchuldig zu ſeyn, ſich nur durch die unwiderſtehliche Evidenz, nur durch die gewiſſeſte Ueberzeugung, daß bey dem Wunder kein Betrug ſeyn, und daß es der höchſten Regierung Gottes nicht unwürdig ſeyn könne, zu beruhigen. Der Unwiſſende lebt in einer Feenwelt. Alles um ihn herum wimmelt von Wundern; aber der Philoſoph unterſucht, ziehet natürliche Erklärungen den unnatürlichen vor, und läßt ſich nicht Mährchen für Thatſachen aufbinden.

Hrn. Pfenningers ganzes Raiſonnement hierüber iſt unbeſchreiblich ſeicht, und dabey, bey aller ſchleichenden Wortkünſteley, auch nicht ſelten ſehr hämiſch. Dazu rechnen wir, was er S. 19. 23 bis 26. u. a. m. von gewiſſen Philoſophen, von heimlichen Deiſten, von deiſtiſirenden Chriſten vorbringt. Wer es weiß, welch ein unauslöſchlicher Schandfleck es in den Augen der meiſten Chriſten iſt, ein Deiſte zu ſeyn, wer es weiß, welchen unauslöſchlichen Schandfleck die neuerlichen Begünſtiger überſpannter Empfindungen und darauf gebaueter grundloſen Lehrſätze der Benennung eines Philoſophen anzuhängen ſuchen, der wird leicht ſehen, in welcher Abſicht H. Pfenninger die Sache ſo drehet, wie er ſie drehet. Aber ich appellire an den Menſchenverſtand, auf den

ſich Herr Pfenninger auch berufen will, ob es erlaubt, und ob es nur ein Zeichen einer guten Sache ſey, ſich ſolcher gehäſſigen Inſinuationen zu bedienen. Ueberhaupt ſcheinen die neuern Freunde dieſer Theorien in den Mitteln, ihrer Sache fortzuhelfen, gar nicht delikat zu ſeyn. Sie gehen nirgend gerade zu, ſondern drehen ſich durch Winkel, die derjenige verſchmähet, der den geraden Weg der Wahrheit und Vernunſt zu wandeln gewohnt iſt. Sie fordern für ſich eine Schonung, die ſie keinem ihrer Gegner angedeihen laſſen; ſie machen ſtets auf das Ertragen der Liebe Anſpruch, indeß daß ſie ihre Gegner mit frommer Unverträglichkeit aufs verächtlichſte behandeln. Ueberdieß ſoll alles ihrem heiligen Eifer und ihren überirrdiſchen verehrungswürdigen Abſichten zu gute gehalten werden. Was macht ſie aber ſo partheyiſch für ſich — was ſo unbillig gegen andere? Wenn ſie nur einen Augenblick, ſtatt ihrer Eigenliebe und ihres Eigendünkels, der Billigkeit wollten Gehör geben, ſo würden ſie es ſo unbegreiflich nicht finden, daß redliche Wahrheitsfreunde mit reinem Eifer und warmen Gutmeinen die Rechte der geſunden Vernunſt vertheidigen können, und daß dieſer Eifer auch Achtung verdienet, und mehr als der Eifer, ſchwärmeriſche Hypotheſen, ſelbſt aus guter Abſicht, durchzuſetzen.

Wir enthalten uns, über die Thatſachen und Wundergeſchichte, worüber H. Pf. den H. L. entſchuldigt, nach dem, was wir oben geſagt, noch weiter zu urtheilen. Alles, was wir dabey zu bemerken haben, iſt, daß man bey Erwartung wunderthätiger Begebenheiten, ihr Daſeyn zu glauben, natürlicher Weiſe ſehr geneigt ſeyn müſſe. Es iſt daher ſeltſam genug, daß ſowol H. Lavater als H. Pf. ſich gegen den Verf. des Sendſchreibens, Lavatern

vatern betreffend, ſo ſehr entrüſten. Der Gelehrte, den man öffentlich für den Verfaſſer ausgiebt, iſt notoriſch ein ſehr ehrlicher und ſehr einſichtsvoller Mann. Die Thatſachen, die er erzählt, ſind Hrn. Lavaters System ſo angemeſſen, daß man die erſtern ſchwerlich den leztern ſo anpaſſend erſinden könnte, ſind auch weder von H. Lavatern, noch von H. Pfenningern geradezu abgeläugnet worden. Auch läßt ſich nicht begreifen, warum H. L. durch dieſe nakte Erzählung verſuchter Wunder ſo ſehr beleidigt iſt, indeß er keine Mühe ſcheut, das Beſtreben darnach allgemein zu machen. Warum ſchämt er ſich dieſer Verſuche, die ihm doch, ſeiner Hypotheſe gemäß, rühmlich ſcheinen müſſen? Nach derſelben können die Sachen ſelbſt ihm nicht Schande bringen, und durch einige Spöttereyen muß ein Mann, der ſo große Dinge ausrichten will, ſich nicht aufbringen laſſen.

Wir kommen nun zu der Sreitigkeit über die Schwärmerey. Der bremiſche Prüfer hatte ſchon ein Wort davon fallen laſſen; am ausführlichſten ward aber die Materie in der vortreflichen Vorleſung des Prof. Meiſters, wovon wir die Aufſchrift angezeiget haben, abgehandelt. Dieſe kleine Schrift iſt voll von den ſcharfſinnigſten Bemerkungen und vieler Beleſenheit in den Denkmaalen der ſchwärmeriſchen Thorheit; und — was wohl zu bemerken — ſie iſt mit vieler Wärme geſchrieben. Der V. iſt ſo weit entfernt, ſich gegen alle Belebung unſerer moraliſchen Kräfte zu erklären, daß er vielmehr der Begeiſterung in jeder Art von Kreiß ihr Geſchäft anweiſet. „Auſſerordentliche Unternehmungen, heißt es S. 19. „werden ſchwerlich ohne einem ziemlichen Grad von „Enthuſiasmus durchgeſezt werden. Laßt Themiſtokeln hinter hölzernen Mauern das Vaterland ſchüzzen! laßt bey der Muthloſigkeit der Macedonier

„Alexan-

„Alexandern allein auf die Eroberung der Welt aus-
„gehn; laßt in dem Schooſe des feindlichen Italiens
„Hannibaln den Sieg ſuchen; laßt die Holländer in
„ihren Sümpfen den Herzog von Alba, — die Eid-
„genoſſen in ihren Gebirgen Oeſterreich oder Burgund
„trotzen; laßt Kolumben eine neue Welt mit der al-
„ten verſchwiſtern; laßt Luthern die Grundfeſten des
„päbſtlichen Stuhls erſchüttern; ohne Enthuſiasmus
„würden ſie dieſes alles gewagt haben?" Allein er
bemerket auch, daß in der Würdigung unſerer Thä-
tigkeit, ihrer Lenkung zu den beſten Zwecken und ihrer
verhältnißmäßigen Belebung nach denſelben, die Ver-
nunft müſſe das Ruder führen; da hier die Begeiſte-
rung, ſich ſelbſt überlaſſen, leicht irre gehen kann.
„Schön und edel iſt es, ſagt er (S. 24. 25.) z. B.
„den Armen in ſeiner verfallenen Hütte aufſuchen, um
„ihn zu erquicken: länger nicht ſchön und edel, wenn
„man darüber ſein Weib, ſeine Kinder, welche die
„erſte Hülfe fordern, in klemme Umſtände verſetzt.
„Wer ſeinem Hausweſen nicht weiß vorzuſtehen, ſagt
„ein großer Apoſtel, (1. Tim. 5, 8.) der hat den
„Glauben verläugnet, und iſt ärger als ein Heide.
„Schön und edel iſt es, beym Krankenbette einem
„Leidenden leibliche und geiſtliche Tröſtungen mitthei-
„len! Nicht ſchön und edel, wenn man, zu ſolchen
„Schmerzensbildern gewöhnt, auf jede lachende Sce-
„ne mit verſchmähenden Blicken herabſchielt, und mit
„unmenſchenfreundlichen Klagen, mit liebloſem Aer-
„ger und Urtheil die unſchuldigen Freuden in der
„menſchlichen Geſellſchaft vergiftet! Schön und
„edel, wenn man überall Wohlthun verbreitet; ſchön
„und edel nicht länger, wenn man durch Largitionen
„ſich eine Parthey macht, oder der Trägheit und dem
„Müßiggange, wohl gar der Heucheley und dem Be-
„trug frohnet." Wir könnten dieſer Stellen mehre-

re auszeichnen, wenn dieſe wenigen nicht bereits genug wären, uns von der Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe des V. einen guten Begriff zu machen. Einen beträchtlichen Theil des Buches nehmen die unterhaltenden Nachrichten von einigen berühmten Schwärmern, Joh. Amos Comenius, Kuhlmann, Kotter, Rhedinger, Baptiſta von Salis ein, deren Thorheiten, in einer getreuen Abſchilderung, wohl zu einem Gegengiſt gegen den Zauber der Schwärmerey dienen ſollten.

Dieſes Wort zu ſeiner Zeit geredet, hat gar verſchiedene Bewegungen verurſacht. Die Beſtreitung deſſelben wurde auf verſchiedene Art angefangen. H. Pfenninger hatte bereits den H. Lavater gegen die gerechten Beſchuldigungen der bremiſchen Prüfung in Schutz nehmen wollen, und laut erklärt: „Lavater iſt kein Schwärmer, er iſt gerade das Gegentheil." (in einem beſondern Kapitel von Lavaters Antifanatisme). Wir halten dieſes für die beſte Parthey, die Hrn. L. Vertheidiger bey dieſer kitzlichen Sache nehmen konnte. Man kann freylich einmahl eine Meynung behauptet haben, die Schwärmer hegen, die ein Satz eines ſchwärmeriſchen Syſtems iſt, die aus ſchwärmeriſchen Grundſätzen folgt, ohne ein habitueller Schwärmer zu ſeyn. Man hat ſich beſonnen, man giebt wiederum der Unterſuchung und dem Räſonnement Raum, man verliert nicht die Achtung, die man andersdenkenden guten Männern ſchuldig iſt, man iſt noch willig, Belehrung anzunehmen, man will ohne Heſtigkeit, Eigenſinn und Hartnäckigkeit ſtreiten. So gern man das erkennen kann und hoffen mag, H. Lavater ſey kein habitueller Schwärmer: ſo verdienen doch auch gewiß die keinen Tadel, die ſeine Erwartungen von der Gebetskraft mit ſo großem Rechte ſchwärmeriſch genennt haben.

Sie

Sie haben hierinn das Beyſpiel Luthers und Melanchthons vor ſich, denen niemand Chriſtusliebe oder Thatkraft abſprechen wird. Von dieſen warmen Freunden des wahren und erleuchteten Chriſtenthums wurden die münſterſchen Wiedertäufer Schwärmer genannt, gerade wegen der Meinungen, die wir hier beſtreiten. Fanaticus homo hieß dem Melanchthon ihr Anführer. Und was ſagt die Geſchichte von ihm? Thomas Münzer ermunterte ſeine Nachfolger zu der Schlacht, worinn ſie aufgerieben wurden, mit den Worten auf: Non dubium eſt, quin ex animo cedant omnia: *videbitis ipſi manifeſtum Dei auxilium.* (Er wolte, wolte Hülfe haben, gab vor, Gott ſey in und bey ihm, gerade ſo, wie unſere jetzige Schwärmer) Quidquid enim eſt hoſtium ubique, profligabimus: non uno ſcripturae loco (er berief ſich auch auf die Bibel, wie unſre jetzigen) *promiſit Deus, adfuturum ſe miſeris, et oppreſſurum eſſe impios.* Ea ſane vox ad nos proprie pertinet: ſumus enim tenues et adflicti, et quia cognitionem Dei retinere cupimus atque propagare, de ſucceſſu atque victoria dubitari non poteſt. — Dieſer heldenmüthige Glaube wurde noch durch ein vermeintes himmliſches Zeichen von Gott beſtärkt. Ecce, fährt Münzer fort, videtisne, quam habebimus propitium Deum? Aſpicite, quaeſo, ſignum ac teſtimonium illius erga nos perpetuae benevolentiae. Tollite oculos et arcum coeleſtem mihi cernite: quum enim in vexillo noſtro ſit idem depictus arcus, clare ſignificat Deus hoc ſimulacro, quod e ſublimi nobis oſtendat, adfuturum ſe nobis in praelio, tyrannis autem noſtris interitum et excidium hoc ipſo denunciat. Magnis igitur animis irruite, certiſſima cum ſpe divini auxilii. Nec enim vult Deus pacem vllam vobis intercedere cum impiis adverſariis

verſariis. Hier iſt der Hauptzug in dem Character des Schwärmers, und es iſt unmöglich, Hrn. Lavater und ſeine Schüler in dieſer Beſchreibung nicht auch wieder zu finden. Die erſte Eigenſchaft des Schwärmers iſt die unchriſtliche und kindiſche Begierde, die Einrichtung der Welt, nach ſeinen kleinen Vorurtheilen und Bedürfniſſen abändern zu wollen. Daher ſeine Wunderliebe und Prophezeyhungsſucht. Hier thut nun auch vielleicht unvermerkt der ſo ſchädliche geiſtliche Stolz ſeine Wirkung, das Werkzeug dieſer wunderthätigen Hülfen und das Gefäß dieſer prophetiſchen Eingebungen zu ſeyn. Die Erfahrung lehrt, daß der Schwärmer alsdenn auf die gewöhnlichen Mittel, den Menſchen zu beſſern und zu veredeln, mit Verachtung herabſieht, und alſo den Fortgang im Guten, das durch Aufklärung des Geiſtes und vernünftige Bildung des Herzens an andern und an ihm ſelbſt zu ſchaffen wäre, recht gefliſſentlich hindert. Es iſt alsdann kein Wunder, daß er die Anzahl ſeiner Proſelyten, unter denen er als ein verehrter Angeweheter in demüthiger Allgenugſamkeit daſteht, alle Tage zu vermehren ſucht. Da ſtrömen denn unbeſonnene Jünglinge, die mehr Muth als Kraft belebt, dem Wunderthäter zu, der ihnen den Weg zu dem Tempel des Ruhmes ſo eben und bequem macht, der ſie alles mühſamen Studierens entbindet, anſtatt der ſucceßiven Entwickelung der Verſtandeskräfte, ſie zum Schauen mit geſchloßnen Augen führt, daß ſie alle Weisheit in dem Spiegel ihrer erhitzten Einbildungskraft ſehen, und, anſtatt aller mannichfaltigen Pflichten der Religion und Tugend gegen alle Nebenmenſchen, ſie nur lehret, ihren eigenen Wirkungskreis zu vergrößern, ihnen, ſtatt des ſucceßiven Strebens nach Vollkommenheit, mit einer unmittelbaren phyſiſchen Vereinigung mit Gott ſchmeichelt,

und ihnen den armſeligen Eigendünkel einpflanzt, nach welchem ſie alle, die anders denken, ſelbſt die verdienteſten Männer, verachten, und ſich für beſſere Gelehrten, beſſere Menſchen, beſſere Chriſten halten. Das iſt die Urſach, warum Verehrer Gottes und der Vernunft den Thorheiten des Schwärmers nicht ſo gelaſſen zuſehen können. Sie müſſen ſich der Sache der Vernunft auch gegen Hrn. Lavaters ſchwärmeriſche Grundſätze annehmen, ſo bald ſie die verderbliche Tendenz derſelben bemerken, er und ſeine Freunde mögen ſie ſelbſt für ſchwärmeriſch halten oder nicht.

Dies iſt auch wohl die Urſach, warum uns Herr Lavater ſelbſt oft ſo gefliſſentlich berichtet, er ſey kein Schwärmer geweſen, und könne keiner werden *), die Urſach, warum Pfenninger ausführlich von Lavaters Antifanatisme zu handeln affectirt, indeß des Lavaters Ausſichten, Tagebuch, vermiſchte Gedanken, und andere Bücher deſſelben der Welt vor Augen liegen, in welchen die blindeſte Schwärmerey, welche die thörigtſten Einbildungen für Wirklichkeiten ausgiebt, mit vollen Händen geſäet iſt. —

Dieſe ſchleichende Wendungen gleichen den liſtigen Abſprüngen eines gejagten Wildes, das ſeine Schwäche fühlt, und ſeine Jäger von der Spur bringen will. Andere Schriftſteller dieſer Parthie hingegen, wilden Hauern gleich, die ſich dem Spieße des Jägers entgegenſtellen, und ihn ſelbſt zu Boden zu ſtürzen ſuchen, voll Drang und Sturm, eine neue Revolution zu erregen, verwarfen ohne Bedenken alle gelaßne Vernunft, und redeten geradezu der Schwärmerey das Wort. Dieſes thut der Verf. des Sendſchreibens an den bremiſchen Beantwor-

ter

*) Schreiben an ſeine Freunde, S. 38.

ter, Joſeph Gedeon Kr. über Schwärmerey, Toleranz und Predigtweſen, — ein Ungenanter in der Antwort auf die Frage: wird durch die Bemühungen u. ſ. w. —? im T. M. Auguſt. 1776 u. ff. — und der V. des Aufſatzes über Spott und Schwärmerey; 1776. 9tes Stück, S. 785.

Die Sache erhält durch dieſe Wendung ein intereſſanteres Anſehen. Wer an dem Wunderſtreite nicht Theil genommen hatte, kann bey dem Streite über die Vorzüge und Rechte der Vernunft nicht gleichgültig bleiben. Nur der lauteſte Verfechter der Schwärmerey, der verkappte Gedeon Kr. iſt vorſichtig gnug, — durch ſeine Gabe in die weite Welt hinzudeklamiren, — die Unterſuchung in einer wohlthätigen Dämmerung zu halten, und den Leſer durch den Genuß ſeiner Schaugerichte — nicht mit Nahrung — mit Dunſt zu füllen und ſo in umbra cognitionis zu ſpielen. Ueber das eigentliche Wunderthun wäſcht er ſich hie und da die Hände; das iſt die eine Seite der Blendlaterne, da mögen die Wunder ſehen, deren Augapfel die ſchwachen und krummen Strahlen davon auffangen können; die übrigen bekommen hohen Eifer, über die Verderbniſſe der Welt durch die Vernunft zu ſehen. Es ſind hie zwey Klippen zu vermeiden. Entweder nimmt man das Wort Schwärmerey in dem gewöhnlichen Sinn, worinn es genommen wird, wenn man die münſteriſchen Wiedertäufer, wenn man die independentiſchen Heiligen Schwärmer nennt, oder man nimmt es für eine ſtärkere Belebung ſeiner Verſtandeskräfte. H. Gedeon Kr. hütet ſich wohl, die erſte Bedeutung gerade hinzupflanzen, und damit der Sache ein Ende zu machen. Aber nun die zweyte Bedeutung, wie wird man die der Vernunft entgegenſetzen? Verbietet etwa die

Philoſophie, ſeine intellektuellen Kräfte zu beleben und anzuſeuren? Verbietet ſie das Entzücken der Freundſchaft, das Ausſtrömen der Menſchlichkeit, das Entbrennen des Tugendeifers, die Wärme des Patriotismus, das Glühen des Genies? Da ſie das nicht verbietet, wozu das Buch? H. G. Kr. um doch eine Schwärmerey zu vertreten, die niemand anklagt, ſtellt die Sache ſo vor. (S. 6.) „Es iſt eine „Philoſophie, ſagt er, die die Kräfte der Menſchheit ſowol als Abſtraktion des Gedankens, als reali„ter trennt. Bey ihr iſt das beſte am Menſchen „Vernunft; ſtrenge, richtige Kälte derſelben gilt „über alles. Alle Wahrheit ſetzt ſie in erraiſonnirte „Demonſtrationen, verſchmähet alles Wahrheitsge„fühl, und verachtet die mächtigern und wirkſamern „Springfedern am Menſchen, alles Appelliren und „Reden an dieſelben, und iſt hiemit Todfeind aller „Bibel, allen unverdorbenen, freyfühlenden und „freydenkenden Menſchen und Gott ſelbſt in ſeiner „Natur.“ Welches iſt dieſe gewiſſe Philoſophie, die die Kräfte des Menſchen realiter trennt? bey der die richtige Kälte der Vernunft alles iſt — die alles Wahrheitsgefühl, und alle wirkſamern Springfedern verſchmähet — und todfeind aller Bibel und aller unverdorbenen Menſchen iſt? Wir wollen uns nicht mit Rathen aufhalten. Dem Anſehen nach iſt in einem gewiſſen Sprachgebrauche dieſe Bezeichnung ſo beſtimmt, als er zu der vorgeſetzten Abſicht durch gehäßige Winke zu reden, ſeyn darf. Es iſt jetzt unſere Sache nicht, uns über die Verächtlichkeit dieſer Vorſichtigkeitsmaximen zu erklären, und bemerken zu laſſen, wie wenig ſich dieſe Sprache der Winke mit der Unerſchrockenheit reimet, der ſich dieſe Feinde der Vernunft ausſchließungsweiſe rühmen. Damit aber uneingenommene Leſer ſich nicht irre führen

laſſen, glauben wir folgende Anmerkungen machen zu müſſen.

Wenn die Philoſophie ſich bemüht, Begriffe aufzuklären und Sätze zu beweiſen, ſo thut ſie, was ihres Amtes iſt, und wodurch ſie der Menſchheit nützlich wird. Sie kann das aber nicht anders thun, als indem ſie Schritt vor Schritt von einem Begriffe zum andern, von einer Wahrheit zur andern übergeht. Daß die Seele, während dieſes Geſchäftes, kalt bleibe, und, um es glücklich zu vollenden, kalt bleiben müſſe, das iſt weder etwas neues, noch etwas verfängliches. Ein jeder ehrlicher Leſer von mäßigem Verſtande weiß, daß der menſchliche Geiſt ſo ſeine Verrichtungen theilen müſſe, um in einer jeden insbeſondere deſto beſſer fortzukommen; und es iſt wohl ſchwerlich einem vernünftigen Manne je in den Sinn gekommen, die Verrichtungen, die man zur größern Vollſtändigkeit eines Werkes unter mehrere oder in verſchiedene Zeiten vertheilt hat, als wirklich getrennt und von einander unabhängig anzuſehen. Wer zur Ueberſicht des Ganzen Verſtand genug hat, der wird wohl bald merken, wie alle geſonderte Verrichtungen der verſchiedenen Seidenarbeiter in der Hervorbringung eines Stückes Stoff zuſammenlaufen. Die Innigkeit dieſer Vereinigung iſt in der Bearbeitung des menſchlichen Geiſtes noch fühlbarer. Wenn hier die verſchiedenen Verrichtungen der Zeit nach vertheilt ſind: ſo müſſen ſie doch alle zuletzt in ihrem endlichen Zwecke zuſammen kommen. Wenn ich alſo anjetzt bloß meinen denkenden Verſtand beſchäftige: ſo geſchieht es, um in der Folge deſto richtiger, kräftiger, angemeſſener zu wollen, zu beſchließen, — zu berichtigen, was ich wollen, beſchließen, verrichten muß. Warum ſoll ich nur erſt an das Ueberlegen denken, wenn ich handeln muß, warum mir nicht vorher ſchon

durch Ueberlegen das erleichtern, was ich ſonſt nicht ſo ſicher, ſo gut, und ſo geſchwind thun werde? Soll der Kaufmann erſt alsdann die Regeln einer jeden Rechnungsart lernen, wenn er ſie zu dem zuſtimmenden Geſchäfte braucht, oder ſoll er das, was er mit vorläufiger Anweiſung leichter lernen und üben kann, jedesmal auf der Stelle ſelbſt erfinden? Was würde man einem Menſchen ſagen, der uns dieſes Paradox eindeklamiren wollte? man würde ihn mit Verachtung ſtehen und deklamiren laſſen. Wenn aber die Rechenkunſt ihre eigenen Lehrer hat, wenn ſie auch, als Wiſſenſchaft vergnügt und den Verſtand bildet, warum ſollen die allgemeinen Grundſätze der menſchlichen Erkänntniß nicht ihre Lehrer haben, warum ſoll man ſich nicht an ihnen vergnügen, nicht an ihnen den Verſtand bilden? Verbietet der Lehrer ſie dazu zu nutzen, wozu ſie ihrer Natur nach gewiß nutzen werden, oder kann er das nur verbieten wollen, und folgt es aus ſeiner Vortragsart? Wenn Wolf in ſeinen zahlreichen und weitläuftigen Werken den großen Schatz ſeiner gründlichen Einſichten hat aufbewahren wollen, hat er anders etwas wollen können, als uns in der Lenkung unſeres Verſtandes nach ſeiner Methode nützlich zu ſeyn? Anſtatt mit ihm über ſeine Kälte oder Wärme zu hadern, ſo gehe hin und denke mit ihm, ſage: das iſt wahr, und das iſt nicht wahr! — Aber das iſt ſchwer! Freylich ſchwerer, als zu ſagen, was jeder Schmierer weis, das iſt kalt. Allein wird und muß der immer kalt ſeyn, der ſo ruhig und mühſam zur Einſicht einer Wahrheit nach der andern hinangeklimmt iſt? Iſt es nur ein erträglicher Schluß, der Mann iſt kalt, der ein kaltes Buch geſchrieben hat? Dieſes iſt ſo weit entfernt, daß vielmehr der forſchende und denkende Weltweiſe ſich wird zu himmliſchen Genüſſen erwärmen

können, wovon der unwiſſende, plaudernde Schwärmer keinen Begriff hat, noch haben kann. Gehe und verſuche es, Unmündiger, ob du im Stande biſt, dem Pythagoras, dem Archimedes, dem Keppler die Entzückungen ſeines ευρηκα, ſeiner mechaniſchen und ſtatiſchen Wunderordnung ſeines Weltbaues nachzuempfinden? Hat deine Empfindungsſphäre die Ausbreitung, die die Empfindungsſphäre eines Leibnitz, Deskartes, Wolfs, Eulers, Lamberts hat? Hat deine Einbildungskraft den Stoff, ſich zu den Empfindungen der Freude und der Bewunderung zu erheben, wozu ſich Neuton in ſeiner Optik, Euler in ſeinen Briefen an eine deutſche Prinzeßinn, Lambert in ſeinen kosmologiſchen Briefen erheben? Und dieſe großen Weltweiſen nenneſt du — kalt; weil ſie lange haben denken müſſen, ehe ſie ſo haben empfinden können. Du aber wirſt nie ſo empfinden können, weil du nie ſo viel gedacht haſt. Wie ekelhaft muß nun jedem Vernünftigen der unmündige Eigendünkel vorkommen, womit der ſehr unbekannte Verf. des angeführten Aufſatzes im M. von Wolfen ſpricht: „Wolfs Philoſophie, die kalte, „bedächtliche Dame u. ſ. w.“ Zum Glück wird dieſer unwiſſende Muthwillen, womit einige Jünglinge ſeit einiger Zeit die deutſche Litteratur beſchimpfen, kaum auſſer ihrem eignen ſehr eingeſchränkten Zirkel, noch weniger auſſer den Gränzen Deutſchlands bekannt werden: ſonſt wäre es kein Wunder, wenn ſie bey den Fremden von der Achtung verlöre, welche ſie einem Keppler, Leibnitz, Wolf, Bernouilli, Cruſius, Lambert, Mendelſohn, Euler, Reimarus, Käſtner zu danken hat.

Und wem ſind unbekannt verſchiedene andere Männer deren Erleuchtung ihrer Wärme und Empfindlichkeit nichts geſchadet, ja ſie gewiß erhöhet und

verſtärket hat. Welche viel für die Aufklärung und das Glück ihrer Brüder gethan, gelitten, geredet, gewirkt, die ſo viel Leidenſchaft für das wahre Chriſtenthum, ſo viel unermüdeten, nicht abzuſchreckenden Eifer für die gute Sache bewieſen, als keiner ihrer Widerſacher. Und was haben denn dieſe mit aller ihrer Beredſamkeit gegen jene warme Freunde der geſunden Vernunft ausgerichtet? Wer will alſo ſagen, daß der Gebrauch der Vernunft das Feuer der Seele auslöſche? Hingegen woraus erhellet, daß Enthuſiasmus und Brauſen der Einbildungskraft gewiß und nothwendig die hohen Lehren der Religion zum Grunde haben muß! Denn die Erfahrung beſtätigt die Wahrheit der Anmerkung, die Schaftesbury gemacht hat, daß ſelbſt der Atheismus ſeinen Enthuſiasmus habe. „Denn es hat auch atheiſtiſche Enthuſiaſten gegeben.“ Das Syſteme de la Nature iſt mit ſo viel Begeiſterung geſchrieben, als Hrn. Gedeon Kr. Buch, über Schwärmerey, Toleranz und Predigtweſen; und wer kennt nicht Diderots und einiger Encyclopädiſten atheiſtiſche Schwärmerey?

Es iſt alſo offenbar, daß in Gedeons oben angeführter Abſchilderung einer gewiſſen Philoſophie die Sache ganz und gar verſtellt iſt. Die Ausbildung der Vernunft bringt es nicht mit ſich, daß man die Einbildungskraft verſchmähe. Wenn man ihr ihren Platz anweiſet, ſo ſagt man nicht, daß die muthigen Roſſe der Einbildungskraft, die den menſchlichen Geiſt fortziehen ſollen, abgeſpannt oder daß an ihrer ſtatt elende Roßinanten vorgeſpannt werden ſollen. Man will nur, daß ſie unter der Lenkung der Vernunft ſtehen ſollen, und daß die Vernunft

mehr

mehr Stärke haben ſoll, eben um dieſe muthigen Thiere zu regieren. Man kann ſich dabey nicht entbrechen, dem Führer einen höhern Werth beyzulegen, in deſſen Händen die Zügel ſind, und von dem alſo die Sicherheit der Reiſe abhängt, ohne den Roſſen ihr Verdienſt abzuſprechen, deren Kraft durch dieſe Leitung nützlich wird. Die Vernunft ſetzet ſich alſo ganz natürlicherweiſe oben an, nicht der Philoſoph. Denn dieſer, wenn er ſeines Namens würdig iſt, wird in dem großen Dichter die Ueberlegenheit der dichtenden Vernunft mit Bewunderung verehren. Er wird alſo nicht das thun, was ihm M. Gedeon Kr. (S. 18.) ſchuld giebt: „und darum ſetzt „ſich dann der abſtrahirende Philoſoph bey der Klaßi„fication mit nobler Beſcheidenheit oben an: ich er„hebe die Seele zu allgemeinen Begriffen, ich baue „die Principalkräfte des Menſchen an; ſodann kom„men hinter mir die Dichter und alle ihr Gefolge, „die freylich nicht ſo viel werth ſind als ich, und Gott „im Himmel danken würden, wenn ſie demonſtriren „könnten wie ich; indeß non cuivis licet adire Co„rinthum; Klopſtock erkennt es doch, daß er nicht „vorleſen kann wie ein Magiſter.“ Die letztere Inſtanz iſt ſehr unglücklich gerathen. Wenn Gedeon Kr. mit ſolchen Leuten ſtreiten will, die Klopſtocken und einen Magiſter vergleichen können, ſo ſtreite er mit denſelben, aber er glaube nicht, wider Philoſophen zu ſtreiten. Er ſtreitet ſonſt mit ſeinen eignen Phantaſien, und ſieget wie Don Quixote, phantaſtiſchen Andenkens, über todte lederne Schläuche.

Klopſtock wird von jedem Kenner wegen ſeiner dichtenden Vernunft verehrt. Wenn er aegri ſomnia dichtete, und wären ſie auch noch ſo ungeheuer und rieſenmäßig, ſo würde er den hohen Platz in der

Klaßification der Genies über ſo viel tauſend ſich ſo nennende Philoſophen nicht einnehmen, den er einnimmt. Aus eben dieſer Urſache können wir die bilderreiche Schreibart des gewiſſen hier (S. 19.) ſo genannten großen Mannes *) nicht bewundern. Nicht weil ſie bilderreich iſt, ſondern weil ſie ein Gewebe von lauter bedeutungsloſen, und unzuſammenhängenden Bildern iſt; kurz, weil ſeine Bilderſprache nicht der wohlgeſtalte, anmuthige Leib iſt, den ein vernünftiger Geiſt belebt. Ich finde in jeder Periode ein beynahe unauflößliches Räzel, deſſen Sinn mir nicht die Mühe der Auflöſung belohnt.

Dieſe bilderreiche Schreibart wird nun ſo vertheidiget: „Was iſt Imagination anders als wieder„holte Senſation? Nun fragt ſich einzig: hat die „Imagination getreu wiederholt? Wenn ſie es hat, „wenn die Wiederholung der Senſation wahr iſt, ſo „iſt ſie gewiß, wie das lebendige Anſchauen, wahrer „als bilderloſe Symbolik, als bloße, abgezogene Zeichen „ſind. Bild kommt ja offenbar der Sache näher, iſt der „Sache ähnlicher, als willkührliches Zeichen; jenes giebt „die Imagination, dieſes die Vernunft. Und ſtün„de alſo die Vernunft, die ſich ſo ſchrecklich breit machte, „noch weit unter ihrer verachteten Schweſter.“ Wie ſeicht! Sonach wäre alſo Lykophron verſtändlicher als Aeſop, weil ſeine Schreibart gewiß bilderreicher iſt. Im gemeinen Reden zeigen Worte gerade zu und unmittelbar Begriffe an, und eben dadurch wird man verſtändlich. Daß ſie willkührliche Zeichen ſind, thut nichts zur Sache, denn durch den Gebrauch der die Bedeutungen beſtimmt, und die Seele an die Verknüpfung des Zeichens und des Begriffs gewöhnt,

*) Allem Anſehen nach, des Verfaſſers, der dem Gedeon Kr. ſo beliebten Provinzialbrieſe, u. ſ. w.

wöhnt, erregen ſie den Begriff ſicher und unfehlbar. Kann man hiernächſt dieſer willkührlichen Zeichen etwan in der bildlichen Schreibart entbehren, oder muß man nicht vielmehr erſt durch dieſelben das Bild, und dann wieder durch das Bild den Begriff andeuten? Man hat alſo hier eine doppelte Hülle, worunter man den Sinn aufſuchen muß, nemlich: die Worte und die Bilder. Es iſt alſo ganz unrichtig und gegen den offenbarſten Augenſchein, was der Verfaſſer mit ſo vieler Dreiſtigkeit ſagt: „das Bild „komme offenbar der Sache näher, ſey ihr ähnlicher „als willkührliches Zeichen;" da ja auch die bildliche Schreibart ſich dieſer willkührlichen Zeichen bedienen muß. Wenn aber die Aehnlichkeit noch ſo gering iſt, wenn eine mißtönende Metapher auf die andere folgt, ein neues Bild das vorige auslöſcht; ſo iſt die Seele unfähig, dieſes Gedränge von Bildern zu ordnen, ihre Bedeutungskraft zu entdecken, und den darunter verborgenen Sinn wahrzunehmen. Es fragt ſich hier ferner, nicht, „ob die Imagination die Senſation, deren Bild ſie ausdrückt, richtig wiederhole." Es kömmt alles darauf an, ob die Bilderreihe ſchicklich, leichtverſtändlich und unverwickelt ſey, ob ſie nicht, anſtatt aufzuhellen, vielmehr ein Medium ſey, das uns die Begriffe verdunkelt, indem die Seele ihre Aufmerkſamkeit auf das Nächſte, nemlich, die Bilder, erſchöpft, und bey demſelben ſtehen bleibt: Man glaubt alsdann etwas verſtanden zu haben, weil eine Galerie von Bildern vor unſerer Einbildungskraft vorüber gegangen iſt: und der Schriftſteller merkt nicht, daß er erhabentönenden Unſinn geſagt hat, weil doch große Bilder ſeine Imagination erfüllt haben. Wenn alſo die Bilderſprache, mäßig gebraucht, der Schreib-

art Licht giebt, ſo verdunkelt ſie dieſelbe, wenn ſie aller Orten angebracht wird. Dieß iſt auch die Meynung Quintilians, ut modicus autem atque opportunus translationis uſus illuſtrat orationem, ita frequens et obſcurat et taedio complet; continuus vero in allegoriam et aenigmata exit Mit ſo vielem Eigendünkel auch unſere ſeyn wollende Genies daherbrauſen, ſo iſt man doch nicht mehr irre daran, daß die metaphoriſche Sprache eine Dunſtwolke iſt, womit dürftige Schriftſteller ihr Gedankenblöße bedecken. Daß dieſes der Fall des großen Schriftſtellers ſey, der durch ſeine unbegreifliche Bilderſprache berühmt iſt, beweiſet unter andern ſelbſt dieſe philoſophiſch ſeyn ſollende Vertheidigung derſelben, die wegen ihrer unglaublichen Seichtigkeit merkwürdig iſt. Wir läugnen übrigens nicht, daß dieſe Schreibart manchen Leuten gefallen könne, denen, wie den Bewunderern Jakob Böhmens Schriften, die Unverſtändlichkeit Tiefſinn, und die Dunkelheit Erhabenheit iſt.

Doch dieß beyläufig. Es iſt augenſcheinlich, daß ſich Gedeon Kr. die Philoſophie ſelbſt ſchaft, die er beſtreitet. Wie Bickerſtaff im Schwätzer, mahlt er ſich ſeinen Ritter, gegen den er eine Lanze bricht, an die Wand. Die wahre Philoſophie weiſet der Einbildungskraft ihren richtigen Platz an. Doch auch hiermit iſt der Verfaſſer nicht zufrieden. Er ſagt (S. 49.): „vielleicht ſchließen ſie die Phantaſie nicht gänzlich aus, aber mit Maaß ſagen ſie, „mit Einſchränkung. Und wer ſoll das Maaß beſtimmen?" Wer? Die Vernunft. Die Vorſtellungen der Seele ſind alsdann nur blos Einbildung, wenn ſie aufhören Vernunft zu ſeyn, ſind weſenloſe Bilder, die zerſtreut auf der Oberfläche der Seele umherſchwimmen, wenn die Vernunft ihnen nicht Verbindung

giebt. Was anders alſo ſoll ſie meſſen, einſchränken, beleben, dämpfen als die Vernunft? Iſt dieſe in verſchiedenen Menſchen verſchieden: ſo iſt das eine Urſache mehr, ſeine eigene anzubauen, um nicht in Anſehung der Lenkung ſeiner Phantaſie von der Vernunft eines andern abzuhangen. Der V. ſagt: „Und wenn wieder ein weiſer, billiger Mann ins „Mittel träte, würd' er ſagen: daß, der viel Phanta„ſie hat, iſt recht, laßt ihm ſie." Ey freylich! allerdings! wir dächten aber, der weiſe billige Mann, würde noch fragen: iſt ſeine Phantaſie wozu nütze? wird ſie nicht ſchädlich werden, wenn ſie nicht von der Vernunft regiert wird? Wenn die Phantaſie etwas werth iſt, hat ſie es nicht der Lenkung eben dieſer Vernunft zu danken? die Vernunft, wenn ſie Gedeon Kr. hätte brauchen wollen, würde ihm z. B. nicht das elende Argument haben entwiſchen laſſen, das (S. 54 und 55) zu finden iſt. „Ein gewiſſer Fran„cois Lûc giebt eine Regel, die hieher paßt: zwey „poſitive Zeugen, ſagt er, denen keine Erforderniß ei„nes guten Zeugen fehlt, wenn ſie behaupten, geſehn „zu haben, machen einen vollſtändigen Beweis gegen „zehen tauſend negative Zeugen, die blos behaupten „nicht geſehen zu haben.„ Nun wahrhaftig! das hätten wir von dem Herrn Francois Lûc nicht erſt lernen dürfen! Aber nun die Anwendung.

„Denke nun aber ein Menſch, der ſeine Augen „im Kopfe hat, wie Donquixotiſch denen beſtrittenen „Schwärmern Leute vorkommen müſſen, die mit Rai„ſonnements und ontologiſchen Principes, Thatſachen, „intuitive Wahrheiten wegläugnen."

„Ein Menſch fühlte Bedürfniß; er betete, er „glaubte, und ſein Bedürfniß ward befriedigt, und „dies geſchah allemal, wenn er betete, und wenn er „glaubte, und mißlang allemal, wenn er nicht betete

„und nicht glaubte, und wenn er ſagte, daß Gebet erhört „und Glaube erfüllt werde, und wer nach Prüfung es „denn auch glaubte, und auch betete, bekams auch, und „jener bekams nicht.“ Das iſt es alſo, was zwey bejahende Zeugen gegen zehen tauſend verneinende ausmachen ſollen? Doch aber wohl nicht für jemand anders in der Welt, als für ſich ſelbſt! Nimmermehr, für einen andern vernünftigen Menſchen! Ihnen ſelbſt ſteht es ganz frey, darüber zu denken, was ſie wollen. So bald ſie das aber nun auch dem andern aufdringen wollten: ſo würde dieſer Andere, — nicht als Zeuge, ſondern bloß als vernünftiger Mann — ihnen antworten: „Gute Freunde! ich beſtreite nicht, „was ihr zu empfinden und zu erfahren meint. Ich „empfinde und erfahre es aber nicht. Ich ſehe auch „nicht ab, wozu es gut ſey, es zu empfinden und zu „erfahren. Denn was ihr daraus folgert, das fließt „nicht daraus, noch weniger iſt es empfindbare Thatſache. Ihr habt etwas in Euch empfunden, dabey „iſt auſſer Euch etwas geſchehen; nun meint ihr, „das habe irgend eine weitere Verbindung, als in „eurem dazu geſtimmten Gehirne. Das nennt ihr „nun Thatſachen. Man ſieht es euch an, daß ihr „mit der Vernunft in keinem ſonderlichen Vernehmen „ſteht; den ſie läßt euch unfreundlich im Stiche. Wir „andere, die wir ſie nicht ſo entbehren zu können glauben, ſind dergleichen Paralogismen an Eures gleichen ganz gewohnt. Mit den hyſteriſchen Schmerzen der Jungfer Bourignon, dem Sehen des Abgrundes des armen Paskal, dem Fühlen des Vogelneſtes in dem Kopfe des Wedelſchen Kranken mag „es ſeine gute Richtigkeit gehabt haben, ob das aber „geiſtliche Geburtsſchmerzen, ein wirklicher Abgrund, „ein wirkliches Vogelneſt geweſen, das wird uns dieſer Zeugen Bejahen nicht überreden.“

Ueber

Ueber die Art, wie der V. über B. von Salis ſpricht, deſſen Geſchichte Hr. Meiſter mitgetheilt hat, wollen wir nur das einzige erinnern. Er meint: „es ſey unmenſchliche Grauſamkeit, Menſchen eine „Stütze wegnehmen, ohne ihnen eine andere an die „Stelle zu geben.“ In dieſem Falle aber wüßten wir nicht, wer dieſem gutmeinenden Manne ſeine Stütze genommen habe. Gar bald mußte er ihre Zerbrechlichkeit von ſich ſelbſt fühlen; wenn er alle ſeine heiſſen Erwartungen von ſeiner Glaubenskraft durch die Erfahrung vereitelt ſahe. Es iſt bekannt, wie falſch, aber wie gemein der Schluß iſt, wovon Cicero ſpricht; quia Divinatio nulla, Deos nullos eſſe, und les miracles de — ſont faux, donc il n' y a point de Dieu. Um es dahin nicht kommen zu laſſen, ſucht man ihn zum voraus von ſeinen grundloſen Erwartungen zurückzubringen, indem man ihm das Beyſpiel Jeſu ſelbſt vorhält, der die Lage der Zeitumſtände kannte, ſie nutzte, nichts übereilte, an nichts verzweifelte, von der Kraft des Gebets nicht geringer dachte, wenn es auch nicht das Antlitz der Erde umänderte, die Mittelurſachen von weitem zubereitete und ſie nach Jahrhunderten ohne Ungeduld wirken ließ, und von Gottes zuverläßiger Regierung nicht ſchlechter dachte, wenn er ihm nicht alles mit bloßem Wollen zu Stande bringen half. Dies iſt die Stütze, die man dem gutmeinenden Schwärmer, ſtatt ſeiner eigenen, anbietet. Wir fragen, ob das grauſam iſt?

Aber wie iſt es mit der Schwärmerey in Rückſicht auf Geiſtesgeſtalt unſeres Zeitalters? ſollte es nicht nützlich ſeyn, ſie darum zu empfehlen? Das meint der V. S. 84. Nach ſeiner Meynung wird die Schwärmerey für unſeres durch Skepticiſme entnervtes Sekulum einiger Erſatz ſeyn. Ein

Chriſtenthum ohne Schwärmerey und ohne Wunderglauben meint Gedeon Kr. könne den Einwürfen eines Voltaire nicht widerſtehen; mit Wunderglauben aber könne man ſeinen Spöttereyen gar leicht das Maul ſtopfen. „Wenn der alte Schalk „von Ferney um unſere Religionsverbeſſerungen wüßte, „heißt es, „würde er kaltblütig fragen: vous dites, „peut-être que oui; & moi je dis, peut-être que „non: puisqu'ainſi il n'y a là que des peut-êtres, „nous ſerons comme nous pourrons dans ce drôle „de monde; adieu." Voltaire, mit allen ſeinen Schwänken, würde nicht ſeicht oder ſpitzfindig gnug ſeyn, dieſes zu ſagen. Er pflegt zwar oft genug, ſo gut als andere, um jemand weh zu thun, ſeine Meinung zu verfälſchen. Was thut das aber zur Sache. Wer iſt der Religionsverbeſſerer, der in der Chriſtenlehre von peut-êtres redet? Wenn Voltaire ein Schalk ſeyn wollte, könnte er vielleicht ſo ſprechen: „Vous autres Meſſieurs, les faiſeurs de miracles, croyés m'en impoſer par vos ſimagrées; „j'ai vû chez la Comteſſe de Bentink un petit Abbé, „qui vouloit tranſporter une montagne au moïen „d'un pot de moutarde, la montagne ne bougoit „pourtant point; j'attendrai que la vôtre bouge; „mais vous ne me ferés jamais croire qu'elle a bougé, „à moins que je ne le voye. Je ſais qu'il eſt aiſé de „promettre de pareilles choſes, mais, pour n'être „pas ſifflé, il faut pouvoir tenir parole." Wären wir nun mit dem alten Schalke weiter? Wäre nicht vielmehr zu befürchten, daß das Weſentliche des Chriſtenthums, die Lenkung und Belebung unſerer moraliſchen Kräfte durch die Erleuchtung, die daſſelbe verſchaft, wegen der unnützen und grundloſen Zugaben mit werde verſpottet werden? Wie widerſinnig iſt nicht mithin dieſe neue Methode, den Un-

glauben

glauben zu bekehren! Es würde eben ſo gut ſeyn, wenn man den Gottesläugner, um ihn von dem Daſeyn eines unſichtbaren Gottes zu überzeugen, erſt zu dem Glauben an die Geſpenſter bekehren wollte *). In ſolchen Fällen pflegt das unvermeidlich zu erfolgen was Ariſtoteles bey einer andern Gelegenheit bemerkt hat: (Eth. ad Nic. L. X. c. 1.) „ſo überreden ſie „nicht allein das nicht, was ſie haben überreden wollen, „ſondern richten auch die übrige Wahrheit zu Grunde."

Es muß alſo einen andern Weg geben, unſere Einſichten zu ſtärken und zu beleben; oder der Menſch müßte ſich in der troſtloſen Alternative befinden, entweder ſeinen Geiſt des Lichtes zu berauben, das ihn lenken kann, oder ſein Herz der Lebenskraft, die ihm Bewegung giebt. Es iſt eine alte Krankheit der Gewaltigen und Großen, ſich nicht von den großen Wahrheiten der Religion von einer wachſamen Vorſicht und einer drohenden Zukunft erwärmen zu laſſen. Leibnitz hat dieſes Uebel ſchon zu ſeiner Zeit beynahe für unheilbar gehalten, und wir glauben ſeine Worte nun deſto mehr anführen zu müſſen, da eine recht warme, aber erleuchtete Bekümmerniß über die ſchrecklichen Folgen des Unglaubens und praktiſchen Epikurismus aus ihnen hervorleuchtet: „Je trouve même „que des opinions approchantes s'inſinuent peu à peu „dans l'eſprit des hommes du grand monde, qui „reglent les autres et dont dependent les affaires et „ſe gliſſant dans les livres à la mode, diſpoſent toutes choſes à la revolution generale, dont l'Europe „eſt menacée et achevent de detruir ce qui reſte encore dans le monde, de ſentiment genereux des anciens Grecs et Romains, qui préferoient l'amour „de la patrie et du bien public et le ſoin de la poſte-

„rité

*) Eine Methode, die Schröpfer im ganzen Ernſte zu befolgen vorgab.

„rité à la fortune et même à la vie. Ces *publick* „*ſpirits*, comme les Anglois les appellent, diminu„ent extremement et ne ſont plus à la mode; et ils „ceſſeront d'avantage quand ils ceſſeront à être ſoû„tenus *par la bonne morale et par la vraye Religion*, „*que la raiſon naturelle même nous enſeigne.* — „Mais il pourra arriver à ces perſonnes, d'eprouver „eux mêmes les maux qu'ils croyent reſervés à d'autres. „Si l'on ſe corrige encore de cette maladie d'eſprit „épidemique, dont les mauvais effets commencent „à être viſibles, ces maux peût-être ſeront prévenus, „mais ſi elle va croiſſant, la providence corrigera les „hommes par la revolution même, qui en doit naitre: „Car quoi qu'il puiſſe arriver, tout tournera toujours „pour le mieux en general au bout du compte; quoi„que cela ne doive et ne puiſſe pas arriver ſans les „châtiment de ceux, qui ont contribué même au „bien par leurs actions mauvaiſes."

Wie iſt aber dem Uebel abzuhelfen? Sollen wir uns die Augen ausreiſſen, weil ſie blöde ſind, die Seekarten, den Kompaß, und das Seerohr über Bord werfen, weil ſie nicht allen Zufällen vorbeugen, ſollen wir den Steuermann von dem Steuerruder jagen, die Matroſen rufen und ihnen die Lenkung des Schiffes übergeben, und ſo der bewegenden Kraft der Arme das lenkende Geſchäft des Verſtandes, auftragen? Das wollen die Feinde der Philoſophie! Auf dieſe Abſurdität gründen ſie alle die feindſeligen, ſchmähenden, verleumdenden Deklamationen gegen dieſelbe.

Aber wem hat man es denn zu verdanken, daß ſelbſt die Schwärmerey nicht mehr das blutgierige, zerfleiſchende Ungeheuer iſt, das es zu den Zeiten war, wo das Licht der Vernunft durch die Finſterniſſe des Aberglaubens auch nicht einen Strahl durch-

bringen

bringen konnte? H. Gedeon Kr. will die grauſame Schwärmerey nicht erkennen. Was hat denn aber die Schwärmerey jetzt ſo ſanft, ſo hinſchmelzend, ſo ſchäfermäßigſüß gemacht? daß ſich ihrer ſogar die Jahrspoeten rühmen? Was hat ihr das Schwert aus der Hand geriſſen, ihr alle die ſo gerühmte überirrdiſche Philanthropie gegeben? — Die Vernunft, ihr Fortgang, ihre Entwickelung! Der ſtille Wahrheitsfreund hat unbemerkt, unbelohnt, ſich ſelbſt genug, einen menſchenfeindlichen Irrthum nach dem andern aus der Maſſe menſchlicher Kenntniſſe herausgebracht, und eine milde, gelinde, nützliche Wahrheit nach der andern hinzugethan. Indem andere an ſeinem Lichte ihre Fackel angezündet, hat er ihnen zu dem Gebrauche ihrer Vernunft verholfen. Luther, Melanchthon, Bako, Deskartes, B. Becker, Thomaſius, Leibnitz, Wolf — wie viele Menſchen danken ihnen das Glück ihres Lebens, und eines nützlichen, ruhigen, ſichern, genußvollen, ſeligen Lebens! Durch ſie ſind unzählige Menſchen, die ſonſt, als Unmündige, in der Hand eines jeden ſchwärmeriſchen Demagogen waren, emancipirt worden. Das iſt doch nun wohl die Vernunft, die alles dieſes gethan hat? oder iſt es Wind, und Seile und Taue, nicht der Verſtand, was bey der Seekarte denkt, ſind ſie es, die das Schiff in unbekannte Weltgegenden auf der pfadloſen Bahn des unbegränzten Oceans durch gefahrvolle Klippen zum Ziele führen, das nur das Auge des Verſtandes ſieht? Die menſchliche Glückſeligkeit iſt dieſes entfernte Ziel. Die Triebe und die Leidenſchaften führen nur auf das augenblickliche Vergnügen. Erfahrung und Vernunft lehren uns dieſe lenken und mäßigen, damit uns ihre Bewegungskraft in den Hafen der Glückſeligkeit bringe, der, weil er entfernt iſt, nur dem weitſehenden

Auge des denkenden Verſtandes ſichtbar ſeyn kann, zu dem alſo auch nur der denkende Verſtand den Weg finden wird. Iſt alſo die Unterdrückung der Vernunſt das Mittel zur Aufhelfung der verfallenen Menſchheit? — Sollen wir dem Verfaſſer der Abhandlung über Spott und Toleranz (im D. M. Neuntes St. S. 786.) das unüberlegte Paradoxon nachſagen: „Seliger iſts, im ganzen Gefühl widerſtrebender Mannskraft auf einmal ſterben, als aufgelößt „und erſchlafft dahin ſchwinden.“ Hat dieſer Mann wohl bedacht, was er damit ſage, als er dieſen kraftvollen ſtreitbaren Gedanken hin ſchrieb? Wie, wenn der ganze zahlloſe Haufen unſchuldig, bloß um Meynungen gemarterter Menſchen vor ihm ſtünden, bald einzeln, bald häuſervoll verbrannt, verſtümmelt, geſpießt, die Albigenſer, die Einwohner von Merindol und Cabrieres, die Ermordeten in der Bartholomäusnacht u. ſ. w. wenn die vor ihm ſtünden, und ihn Lügen ſtraften, würde er den Muth haben, das ſchauervolle Paradoxon niederzuſchreiben? Es geht dem Weltweiſen nichts an, was Voltaire thut oder nicht thut? er hält ihn für nichts weniger als ſeinen Geſetzgeber. Er ſieht aber auch gar nicht, was die Wahrheit darunter verliehre, wenn man geſteht, daß Voltaire manches Gutes geſchaft und nicht wenig Böſes gehindert habe? daß er nicht immer kalt geweſen, daß er für die unterdrückte Unſchuld der grauſamen verfolgten Calas Sirven und andere ſehr warm und laut geſprochen; und daß ſeine Hülfsbegierde nicht ſelten geholfen, wo mehr als gewöhnliche Hülfe nöthig war. Aber, wie geſagt, das alles bekümmert den Wahrheitsfreund nicht. Er braucht nicht zu fragen, was iſt beſſer, Philoſophie oder Entzückung? ſondern, was iſt das beſte?

Er ſieht wohl, daß man nicht eben ein dummköpfiges Ungeheuer zu werden nöthig habe, um einige leichtſinnige Scherze und ſeichte Raiſonnements des Voltaire zu verachten; aber er ſieht auch wohl, daß man bald wieder in die Nacht der Unwiſſenheit zurückkommen könnte; man dürfte nur die kraftrufenden Vernunftfeinde fort machen laſſen; ſo hätten wir ſie wieder, dieſe Unwiſſenheit, und die falſche Wiſſenſchaft, den Dummheitsſtolz, den Eigendünkel, den Menſchenhaß, den hartſinnigen, herrſchſüchtigen Blutdurſt auf ihren Ferſen. Auf dieſem dämmernden Schauplatze würde dann die ſchlaue Aufgeblaſenheit unter ſchreckhaften Kindern, deren Einbildungskraft voll aller grauſenvollen Geſpenſter wäre, einen herrlichen Spielraum haben. Tumult, Thatkraft, Lärm und Brauſen würden dann da die Menge ſeyn, jähe Umkehrung, ſchauervolle Begebenheiten, ſchön in Tragödien und Romanen. Wer ſchon jetzt dieſe herrliche Kräftigkeit der animaliſchen Menſchheit erfahren will, der darf nur die Gewalt eines ſinnloſen Weinrauſches an ſich verſuchen, oder ſich durch eine Doſe Opium und Ganſchoſaamen einen angenehmen Wahnſinn verſchaffen. Alle die Empfindungen aber, die alsdann in der ſo empörten Seele hervorſteigen, ſind die der Wahrheit der Dinge gemäß, oder ſind ſie nicht vielmehr bloß nach der jedesmaligen Laune geſtimmt? Und dieſe Laune ſteht unter der Herrſchaft des Körpers; ſie geht und kömmt, ſteigt und fällt mit der Temperatur der Luft und des Wetters. So wird dann das Thermometer und Barometer Recht und Unrecht, Wahrheit und Falſchheit machen. Wenn in düſtern Novembertagen der regnige Dunſtkreis den Körper und die Seele verdroſſen macht, wird man ſich erhenken können, und wenn der Scirocco weht wird man das menſchliche

Geſchlecht verfluchen dürfen. So ein ſicherer Probierſtein des Wahren und Falſchen iſt das vernunftloſe Gefühl! Sobald die Vernunft, als Richterinn des Wahren und Falſchen, verworfen iſt: ſo bleibt nun kein anderer Maaßſtab deſſelben zurück, als die Stärke oder Schwäche der Empfindung, die etwas Wahr oder Recht zu fühlen glaubt. Dieſes Gefühl iſt individuel und läßt ſich nicht mittheilen. Womit will man alſo die ſinnloſeſten Meynungen, Geſichter, Prophezeyhungen, belehren, zurechtweiſen, widerlegen? In Boſton wollte einſt ein Vater ſeinen Sohn Gott opfern, wie Abraham den Iſaak. Der Herr hatte es ihm geheiſſen, — das glaubte er gefühlt zu haben. Das Geſchrey des widerſtrebenden Knabens rief die Nachbarn herbey. Wer konnte aber dieſen Unſinnigen überführen, daß er Unrecht thue? er führte ſein Gefühl an, daß Gott von ihm verlangte, er ſollte ſeinen Sohn erwürgen. Die Wahrheiten, die der ruhigen Vernunft bereits eingeleuchtet, die in den Herzen zu beleben, und ihnen durch die Sinne und Imagination Kraft zu geben, das iſt der Enthuſiasmus, den man befördern muß. Wie dieſes nicht bloß durch beſondere, ſondern auch durch öffentliche Uebungen, nicht nur in den Familien, ſondern auch in der Nation geſchehen könne? iſt eine andere Frage. Die Vernunft alſo muß immer das Licht ſeyn; denn nur die Vernunft belehrt. Pourquoi, ſagt ein großer Weltweiſer, appeller *lumiere* ce qui ne fait rien voir? Je ſçai qu'il y a des perſonnes de cette diſpoſition d'eſprit, qui voyent des etincelles et même quelques choſes de plus lumineux, mais cette image de lumiere corporelle excitée, quand leurs eſprits ſont echauffés ne donne point de lumiere à l'eſprit. Man gab ehemals dieſen Namen des innern Lichts dem unerklärlichen Gefühl, das man

jetzt

jetzt ſo gern an die Stelle der Vernunft ſetzen möchte. Aber iſt dieſes innere Licht, dieſes vernunftloſe Gefühl geſchickter uns Stärke und Feſtigkeit der Seele zu geben? Dieſe Stärke der Seele kann in nichts anders beſtehen, als in der Beherrſchung aller Kräfte, daß ſie nicht, eine jegliche nach ihrer eigenen wilden Richtung, ſondern vereinigt auf den vorgeſetzten Zweck hinarbeiten. Der Mann, welcher Vergnügen und Schmerz verachtet, der Gefahr ohne Furcht ins Angeſicht ſtarrt, die Streiche des Unglücks mit unerſchütterter und gewohnter Feſtigkeit empfängt, der hat eine ſtarke Seele. Iſt dies das Werk der vernunftloſen Schwärmerey? Laßt uns die Geſchichte fragen? Vom Thomas Münzer, deſſen Wunderglauben, wie wir oben geſehen, von nicht gemeiner Art war, — von dieſem Th. Münzer erzählt Melanchthon: ſupplicio affectus eſt, in quo valde fracto animo eum fuiſſe narrant, und Sleidan (Com. de ſtat. rel. Lib. V.) Huc etiam paullo poſt adducitur Muncerus, qui tum in iis anguſtiis admodum fuit animo perturbato atque dejecto, neque ſuae fidei rationem explicare poterat, ut in eo temporis articulo fieri ſolet; et ipſis confirmandi cauſa Brunſvici Dux Henricus voce illi praeibat. Warum that in dieſem entſcheidenden Augenblicke die Gewalt der Einbildungskraft nicht ihre Wunder, um die ſinkende Seele aufrecht zu erhalten? Weil dies nur in der Macht der Vernunft ſteht! Dieſe große Wahrheit wird durch das merkwürdige Beyſpiel des Grafen Struenſee beſtätigt, bey deſſen Lebensende ſo viele Spuren eines ungewöhnlichen Geiſtes zu bemerken ſind. Er ſuchte ſeine Standhaftigkeit auf dem gerade entgegengeſetzten Wege zu erhalten, und die Erfahrung hat auch an ihm dieſe Methode bewährt. „Ich dachte geſtern Abends, ſagte er am Morgen ſei-

ner Hinrichtung zum D. Münter, „daß es mir vielleicht meinen Hingang zum Tode erleichtern könnte, wenn ich nun meine Imagination mit angenehmen Bildern von der Ewigkeit und ihren Freuden erfülle. Ich hätte dazu Lavaters Ausſichten ſehr gut brauchen können. Aber ich habe es noch nicht wagen mögen. Ich halte es für beſſer, daß ich meinen großen Schritt mit ſtiller Ueberlegung thue. Die Einbildungskraft, wenn ſie einmal in Bewegung geſetzt iſt, kann leicht eine falſche Wendung machen. Sie könnte jene angenehme Bilder fahren laſſen, und auf die ſchrecklichen Umſtände meines Todes fallen, und mich dadurch um meine Faſſung bringen. Ich will mich ſelbſt unterweges ihr nicht überlaſſen, ſondern meine Vernunft mit dem Andenken an den Hingang Jeſu zu ſeinem Tode, und mit Anwendung daraus auf mich beſchäftigen." Hier iſt ein Mann, der mit dem Unglück ringt, und der in ſeinen letzten Augenblicken ſich nach Muth und Standhaftigkeit umſieht, ein einſichtsvoller Mann, ein geübter Beobachter ſeiner ſelbſt, und er erwartet keine Kraft von ſeiner Imagination, ſondern von dem Gebrauche ſeiner Vernunft. Was uns unſere Herzhaftigkeit zum Handeln und Leiden erſchweret, iſt Furcht, Mißtrauen gegen uns ſelbſt, daraus entſpringender Zweifelmuth und Unthätigkeit. Dieſen müſſen wir durch Verſtärkung der entgegenſtehenden Vorſtellungen zuvorkommen. Erfodert das nicht den freyen Gebrauch des Vorſtellungsvermögens? Gehört dazu nicht Beſonnenheit und Gegenwart des Geiſtes? Der helfende Wundarzt hat eine ruhige, helle Vernunft nöthig, die ſchluchzenden Baſen laſſen vor lauter Gemüthsbewegung den Kranken hülflos umkommen.

Iſt nun nicht die Bearbeitung der Vernunft, die uns über ihre wahren Vortheile erleuchtet, und mit Gedanken anfüllt, die uns auf gute Entſchließungen bringt, und dabey erhält, gerade das, was die Seele ſtärkt? Da der Vortrag der chriſtlichen Lehren nicht eine jähe Leidenſchaft erregen ſoll, die, wie ehemals, einen rohen Haufen zu einem wilden Kreuzzuge fortreiſſe, ſondern den Willen, das Gute zu lieben und zu thun, ſich ſeiner böſen Gewohnheiten zu entſchlagen, und nach und nach in der Uebung der Gottſeligkeit immer mehr Leichtigkeit und gleichförmige Standhaftigkeit zu erlangen, wer anders, als ein Menſch, der von der Lenkung der Seele nichts weis oder nichts wiſſen will, wird die Gottesgelehrten, die nach dem Muſter Jeſu und ſeiner Apoſtel, ſich auch an den Verſtand des Chriſten wenden, der Kälte oder der Verrätherey gegen das Chriſtenthum beſchuldigen? So ſpricht ein Weltweiſer hierüber, der ſeine Einſichten nicht aus einem Konipendio genommen hat. L'experience & la raiſon apprennent à regler ces appetitions & à les moderer pour qu'elles puiſſent conduire au bonheur. C'eſt ainſi qu'allant droit vers le préſent plaiſir, nous tombons quelques fois dans le précipice de la miſere. C'eſt pourquoi la raiſon y oppoſe les images des plus grands biens ou maux à venir & une ferme reſolution & *habitude de penſer*, avant que de faire et puis de ſuivre ce qui aura éte reconnû le meilleur, deſorte que tout conſiſte dans le *penſés - y - bien* & dans le *memento;* le premier pour ſe faire des loïx, et le ſécond pour les ſuivre, lors même qu'on ne penſe pas à la raiſon qui les a fait naitre. Il eſt pourtant bon d'y penſer auſſi ſouvent qu'il ſe peut, pour avoir l'ame remplie d'une joye raiſonnable & d'un plaiſir accompagné de lumiére.

Ueber Toleranz und Predigtweſen, die beyden letzten Stücke, worüber unſer Verf. deklamirt, wollen wir nur wenig ſagen. Er erklärt, was alle Welt Toleranz nennet, für Indifferentiſterey. Die Frage dabey iſt, ob diejenigen, die nicht gegen Andersdenkende toben und brauſen, ſondern die Wahrheit ohne Zank zu verbreiten ſuchen, ob die das alles ſchön und gut finden, was ſie ertragen, ob ihre Duldung, Gleichgültigkeit ſey. Ob ſie das ſey, kann nur Gott entſcheiden; der Sterbliche, der es zu entſcheiden übernimmt, iſt blödſinnig oder feindſelig. Ich bin es mir bewußt, wie warm mein Eifer ſey gegen alles, was mir ſchädlicher Irrthum ſcheint. Schwärmerey auf der einen Seite und Unglaube auf der andern ſollen mich immer bereit finden, die Rechte der Vernunft zu vertheidigen, und die Lehren der göttlichen Offenbarung rein und unverfälſcht zu erhalten. Wenn der V. „ſeinen Haß gegen alle, die „ſo denken, erklärt, wenn er von ihnen ſagt, daß ihn „ihre Werke von ihm wegſchlagen:" ſo können ſie ſich das ſehr gern gefallen laſſen. Sie können ihn aber verſichern, daß ſeine Werke ſie ebenfalls von ihm wegſchlagen *).

In

*) Sie können ihm mit vollem Herzen nachſagen: (S. 105.) „Kein Raiſonnement über einen Allmanach, wo du unſern „Sinn träfeſt, keine Predigt, kein Brief, den wir gemacht haben „möchten, bald keine Handlung," (beſonders, ſo wie ſich deren in dieſem Buche finden, von Aufgeblaſenheit, Schmähen, Verläumden Läſtern, Verderben.) „die uns nicht von „dir wegſchlägt." Allerdings werden nur ſehr wenige Menſchen den Meinungen dieſes Verfaſſers beypflichten können. Aber wie erträgt er denn nun die anders denkenden? wahrhaftig

In dem Artikel über das Predigtweſen beklagt Gedeon Kr. den Verfall des Predigtamtes. Es

haſtig die Toleranz des Verfaſſers ſiehet ſo aus, daß man weit mehr Toleranz bey der Congregation des H. Officii als bey ihm finden wird. Zuförderſt ſetzt ſich der V. mit der Meinung ſeiner eigenen Untrüglichkeit über alle übrigen Menſchen herauf. „Gewiß (S. 95.) „wird der erſte Weg einer wahrhaft großen „Seele, die den Pöbelgeiſt des Volks empfindet, und ſich, wie „hoch in Wolken über ihnen empor fühlen muß, u. ſ. w.“ Dieſe ſo ſehr über alle Menſchen erhabene Seele kann vor der Hand nun nichts beſſers thun, als mit dieſen Elenden Geduld haben. Die Zeit iſt noch nicht gekommen, da er mehrere Kraft an ihnen brauchen kann. Inzwiſchen begnügt er ſich, ſie herzlich zu haſſen, „ihnen Schmach und Hohn (S. 103.) anzufluchen, ſie „Tröpfe, franzöſiſche Schaumlecker, Rothwürmer u. ſ. w. (S. 94. 105. 109.) zu nennen, bis auf eine glücklichere Zeit, da man dieſer Toleranz nicht mehr bedarf, und ſeinem Menſchenhaß mit den kräftigern Waffen der triumphirenden Kirche beſſere Befriedigung verſchaffen kann. So auch der H. Dominikus, wenn er jetzt lebte. „Ich weiß „durch Chriſtus (S. 99.) daß ich ruhig abwarten ſolle, bis die Stunde der ſich ſelbſt vergeſſenden Demuth“ und „des kindlichen Glaubens kommt, da ich Wunder thun wer„de für Chriſtus Reich.“ Alſo ſo lange muß ſich der V. mit Schimpfen und Schmähen begnügen, bis dieſe wahren oder nur figürlichen Wunder geſchehen werden. Es läßt ſich nicht abſehen, wie dieſe dann die Toleranz werden unnöthig machen, ob etwan alsdann die triumphirende Kirche werde ſtark genug ſeyn, ihre vollſtändige Einheit zu bewerkſtelligen, oder ob alle Verſchiedenheit der Meinungen werde unmöglich werden. So viel iſt gewiß, daß die Interimstoleranz des V. nicht die Toleranz Chriſti und ſeiner wahren Nachfolger iſt.

findet ſich hier eine merkwürdige Trennung unter den Freunden des Wunderchriſtenthums. Lavater will die

Das Chriſtenthum würde nicht Menſchen von allerley Fähigkeiten nützlich werden können, wenn es irgend einen Gutgeſinnten mit Härte und Verachtung an der Thür abweiſen wollte. Auch zeigt die Gelindigkeit und Schonung Chriſti, der auch nicht Zöllner, Samariter, ja Sadducäer von ſeinem Umgang ausſchloß, und ſehr unvollſtändige Einſichten an ſeinen vertrauteſten Freunden und Jüngern ertrug — und die Geduld der Apoſtel, die in den Gemeinen Glieder von den verſchiedenſten Einſichten und Denkungsarten aufnahmen, wie man als ein Chriſt gegen Anderesgeſinnete denken müſſe. Wir finden da nichts „von Schmach und Hohn, nichts von Entrüſtung und Schimpfwörtern; eben darum, weil ihnen die Beförderung nicht ihrer eigenen Sache, ſondern der guten Sache der Wahrheit am Herzen lag. Jene, ſagt Paulus, (Phil. 1, 16. 18.) verkündigen Chriſtum aus Zank, und nicht lauter — Was iſt ihm aber denn? daß nur Chriſtus verkündiget werde allerley Weiſe, es geſchehe Zufallens (εν προφασει) oder rechterweiſe: ſo freue ich mich doch darinn und will mich auch freuen. Wird man damit Paulum der Indifferentiſterey beſchuldigen müſſen, oder wird man dieſe Beſchuldigung auf diejenigen bringen können, die ihm hierin nachahmen? Die hierarchiſche Parthey, die ein Reich ſucht, das von dieſer Welt iſt, geht freylich von dieſen Grundſätzen ab, und muß davon abgehen. Und dieſe iſt es, der Chriſtus mit allem ernſten Nachdruck begegnet, deren Glieder er übertünchte Gräber nennt, weil ſie mit einem ungeſtümen Eifer für die herrſchende Orthodoxie des jüdiſchen Prieſterordens den duldenden Jeſum in die Ketzerrolle ſetzten, und ihm mit dem ketzermacheriſchen Ungeſtüme zuriefen: Nun ſehen wir, daß du ein Samariter biſt und haſt den Teufel. Wenn der V. von einer phariſäiſchen Moral ſpricht, ſo iſt es zu unſern Zeiten

die auſſerordentliche Gotteskraft auf alle Chriſten aus gedehnt wiſſen: Gedeon Kr. ſchränket ſie auf den Prediger-

Zeiten wohl die Moral Gaßners und ſeines gleichen und nicht die Moral der gewiſſen Philoſophen, denn dieſen iſt ſo etwas noch nicht eingefallen.

Die Toleranz des Chriſten entſteht nicht aus dem Bewußtſeyn ſeiner eigenen Unfehlbarkeit, der Verachtung anderer, und dem Abwarten auf die Gelegenheit, ſie dereinſt nach dieſer Verachtung behandeln zu können; ſondern aus dem Gefühl, was es ihm gekoſtet, um in der Erkänntniß der Wahrheit ſo weit zu kommen, als er gekommen iſt, aus dem Gefühl, wie wenig dieſes iſt, und wie unendlich viel noch immer zurück bleibt, wie viele gütige und freye Anſtalten der Vorſehung, unabhängig von ſeinem eignen Zuthun, dazu gehört, daß er es ſo weit hat bringen können, — wie leicht es möglich ſey ſich zu irren, die lebendige Ueberzeugung der erkannten Wahrheit wieder zu verlieren, oder ſie, gerade wenn es Noth thut, zu vermiſſen, — aus dieſem Gefühl entſpringt die Nachſicht und Gelindigkeit des Chriſten gegen die, ſo ihm zu irren ſcheinen. Aber die Toleranz eines Mannes, der ſo viel Eigendünkel und wegwerfenden Stolz hat, als Gedeon Kr., kann aus dieſer Quelle nicht entſpringen; Sie kann nur lehren, Nebenmenſchen verachten und verfolgen. Es ſind daher leere Worte, dem Sinne aller ſeiner Behauptungen zuwider, wenn er S. 106. ſich rühmt, „kraft ſeiner Toleranz flamme ſein Herz, „Menſchen zu erfreuen, und brüderlicher Sinn, ſanfte her„vordringende Zärtlichkeit, ruhige, glaubende Geduld, „und ungekünſtelte Frölichkeit quelle aus ſeinem innern Men„ſchen hervor." Wie reimt ſich der plumpe Stolz, den dieſer Schriftſteller auf allen Seiten verräth, mit dem brüderlichen Sinne, den er zu zeigen vorgiebt? Wie hervordringende Zärtlichkeit, mit dem feindſeligen, alles neben ſich verachtenden Weſen?

Predigerſtand ein. Dieſer ſoll dadurch eine Hoheit erhalten, wodurch er über alle andere, auf die er etwas von ſeinen übernatürlichen Einflüſſen herabtriefen läßt, erhaben wird. Wie er dieſe Vorzüge haben könne, wird wohl ewig ein Räthſel bleiben. Indeß klagt G. Kr. über die Verachtung dieſes Standes. Es iſt nicht ohne Schwierigkeit mit ſolchen Klagen hervorzurücken, wenn die Rede von der Achtung eines Ordens und Standes iſt, in den ſich auch nicht wenige Unwürdige ſchleichen, die denn dem ganzen Orden leicht die Achtung verkümmern können, die man ihm ſonſt nicht verſagen würde. Zuförderſt iſt es dem V. ein betrübter Anblick, „das Band der „zwey Häuptſtände der Erde durch garſtigen Eigen„nutz, Stolz und Betteley, Herſchſucht und Sclaven„ſinn aufgelöſet, und durch dieſe Auflöſung Unheil „und Elend, wie Heuſchrecken überhand nehmen zu „ſehen. Er meint aber: „Wären die Menſchen ein „Heer Brüder, die die ſich blos in andern fühlten „und kein heimliches Intereſſe hätten, einander zu „plagen, ſo würden Bruder Regent und Bruder „Prediger (nicht Herr Regent und Sklav Prediger) „zuſammentreten, und weil beyde brennten für der „Völker Glück, wie Kinder eines Gottes, herzlich und „kräftig, und einmüthig einander unterſtützen. Du „mein lieber Bruder Prediger, würde der Regent ſagen, „da geb ich dir Vollmacht, und dort wollen „wir uns noch beſſer mit einander berathen; Du haſt [illegible] „mehr

[illegible]

Weſen? wie ruhige Geduld mit Tröpfen, Schurken, Schaumleckern, Kothwürmern?

O! wenn Joſeph Gedeon Kr. bey ſeinem im Sturm einer erhitzten Einbildung geſchriebenen Buche, die von ihm ſo ſehr verachtete ruhige Vernunft hätte zu Rathe ziehen wollen! Welche Ungereimtheiten hätte er vermeiden können! Wir werden gleichwohl noch mehr Beyſpiele davon ſehen.

„mehr Kraft; ich mehr Gewalt; Wir wollen einan-
„der geben, was der andere nicht hat. Wilt du ei-
„ne Milch mit mir eſſen; Morgen komm ich mit
„meinem Miniſter zu dir; Mein Sohn liebt deine
„Tochter, gäbeſt du ſie ihm, wenn er ihrer werth
„wäre.“

Es hält bey ſo offenbaren tändelnden Ungereimt-
heiten wirklich ſchwer, ernſthaft zu bleiben. Doch
wir wollen es verſuchen. Der Vorſchlag des weiſen
Gedeon Kr. wäre nun freylich für einen Prediger,
der in der Welt etwas vorſtellen will, eine höchſter-
wünſchte Sache. So viel fällt aber in die Augen,
daß in dem weltlichen und geiſtlichen Stande erſt be-
trächtliche Veränderungen vorgehen müſſen, ehe wir
dieſes tauſendjährige Reich auch nur wünſchen dürf-
ten. So lange man dem V. (S. 138) noch nach-
ſprechen muß: „Aber die Pfarrer müßten auch an-
„dere Leute ſeyn,“ ſo lange, auch dem Repräſentan-
ten Jeſu Chriſti, dem Angeweheten vom Geiſte
Gottes *)

ſua

*) Es wird der Mühe werth ſeyn, die Stelle, wo Gedeon Kr. die Geiſtlichen nach ſeinem Sinne ſo benennet, ganz hieher zu ſetzen: „Getroſt, meine Brüder, der Herr iſt nahe; „mit dem Blühen deſſen wird vieles blühen; man wird im „Predigerſtand, den erſten, edelſten, höchſten, von Gott „eingeſetzten Stand erkennen; unſer Anſehn und Würde wird „ſteigen; man wird in uns nicht mehr blos den rechtſchaff- „nen Mann, das iſt, den artigen Schwätzer, den Pfei- „fer auf Tellers Flöte, den kalten unthätigen Raiſonneur „ſchätzen, ſondern den Repräſentanten Jeſu Chriſti, den „Angeweheten vom Geiſte Gottes mit ganzer Hingebung „der Seele ehren und lieben.“ — Siehe da, welche ſanfte Zärtlichkeit, welche ruhige Geduld, welcher brüderlicher Sinn! Aber kein Stolz, kein Eigendünkel, keine Schwär-

merey,

ſua — Deus ſit dira Cupido
wird es kein apoſtoliſcher Diener Chriſti wünſchen. Die Welt hat die Erfahrung davon gemacht. Zwingen läßt ſich auch hier nichts, geſetzt, daß man es wünſchen könnte. Ueberhaupt däucht uns, der V. kenne ſelbſt dieſe Hinderniſſe zu gut, als daß er die Vorſtellung von der Repräſentation Chriſti und der Anwehung vom Geiſte Gottes mit Ueberzeugung für ſtark genug anſehen ſollte, um durch ſie alleine zu jenem hohen Grade der fürſtlichen Brüderſchaft den geiſtlichen Stand zu erheben, auch ſelbſt bey der katholiſchen Geiſtlichkeit nicht, die doch vor der Geiſtlichkeit all anderer Kirchen, der griechiſchen, der engliſchen, ſchon einen hohen fürſtlichen Schwung hat, und von welcher er ſich S. 144. auf eine ſehr beiſſende, unedle, nichts weniger als im Geiſte Chriſti geſtimmte Art formaliſirt: „Man „ließt in den Zeitungen, daß ſelbſt die Herren „Kardinäle und Biſchöfe ihres Ranges wegen „nicht ſelten in Nöthen ſeyen. Sich um des „Rangs willen mit dem Herrenvolk herum zu ſchla„gen und zu balgen, gefiele mir aber am Lehrer der „Religion nicht, und ein Freund ſchrieb mir jüngſt:" „Wenn du mit garſtigen Kerls zu thun haſt, ſo laß „dir mit weiſſen Buchſtaben auf deinen ſchwarzen „Hut das Motto ſchreiben: ſi cum ſtercore certo, „ſive vinco, ſive vincor, u. ſ. w."

Ob es in den letzten glorreichen Zeiten dahin kommen werde, daß es ihre übrige Brüder ihnen nachthun können, läßt ſich mit Gewißheit nicht ſagen. Die höchſte Voll kom-

merey, keine Feindſeligkeit, nicht einmal gegen Tellern, der doch nur ein Tropf, ein Kothwurm iſt gegen einen Gedeon Kr., einen Repraſentanten Jeſu Chriſti, einen Angeweheten vom Geiſte Gottes.

kommenheit des Chriſtenthums ſetzen die apoſtoliſchen Belehrungen in ganz etwas anders als in dieſes Vorgehen des Prieſterſtandes vor dem Fürſtenſtande: Und es ſoll geſchehen in den letzten Tagen, ſpricht Gott, ich will ausgieſſen von meinem Geiſt auf alles Fleiſch; und eure Söhne und eure Töchter ſollen weiſſagen, und eure Jünglinge ſollen Geſichter ſehen, und eure Aelteſten ſollen Träume haben; und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in denſelben Tagen von meinem Geiſt ausgieſſen und ſie ſollen weiſſagen. Das iſt der große Geiſt des Chriſtenthums, der von keinem Ausgieſſen auf einen beſondern Stand, wie unter der altteſtamentiſchen Oekonomie, etwas weiß. Denn, ſagt Petrus: ihr alle ſeyd das auserwählte Geſchlecht, das königliche Prieſterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums; daß ihr verkündigen ſollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finſterniß zu ſeinem wunderbaren Licht. Auch iſt die Beſtimmung des Predigers, ſo wie es die Apoſtel verſtehen, dieſes Vorgehen und Rathgeben in der Regierung der Staaten keinesweges. Welcher (Gemeine) ich ein Diener worden bin nach dem göttlichen Predigtamt, das mir gegeben iſt unter euch, daß ich das Wort Gottes reichlich predigen ſoll: nehmlich das Geheimniß, das verborgen geweſen iſt, von der Welt her, und von den Zeiten her, nun aber offenbaret iſt ſeinen Heiligen. Denn wir verkündigen und vermahnen alle Menſchen, und lehren alle Menſchen, mit aller Weisheit: auf daß wir darſtellen einen jeglichen Menſchen vollkommen in Chriſto Jeſu. Daran ich auch arbeite und ringe, nach der Würkung des, der in mir kräftiglich würket.

Nach

Nach dieſer apoſtoliſchen Abſchilderung des Predigtamts ſoll es alſo die Menſchen zur lebendigen Erkenntniß der Allgemeinheit der Gnade Gottes, zur Gottesfurcht und Rechtthun bringen; nicht ſich bey der Regierung der Staatsgeſchäfte aufdringen. Dieſe haben mit dem Fortgange der Zeit eine ſolche Ausdehnung erhalten, ſind durch die Unendlichkeit des Details ſo verwickelt geworden, daß ſie eine große Mannichfaltigkeit von Einſichten erfordern, deren übernatürliche Mittheilung keinem Stande verheiſſen iſt. Es läßt ſich im dem höchſten Senate der brittiſchen Geſetzgebung nicht bemerken, daß die Repräſentanten Chriſti in Oberhauſe durch göttliche Eingebungen ſich hervorthun, und man ſagt, daß ſie mehr an die natürlichen Eingebungen eines Chathams, Mansfields, Graftons, Burke, als an die politiſchen Offenbarungen von Mylord von Kanterbury und York, glauben. Wenn alſo in dieſem Stücke eine Verbeſſerung zum Nutzen der Welt zu wünſchen und zu erwarten iſt, ſo wird ſie alsdann Statt finden, wenn dereinſt die Fürſten, nicht einen gewiſſen Stand und Orden, ſondern diejenigen Bürger ihres Staahören, die ſich durch Verdienſte und praktiſche Weisheit hervorthun. Dadurch werden die Regierungen eine ſichere und heilſame Kraft bekommen.

Wie ſich übrigens ein Prediger bey dem Leichtſinn der Gens du monde zu betragen habe, dazu giebt uns Paulus das edelſte und lehrreichſte Muſter. Wir finden in ſeiner Geſchichte nicht ein einziges Beyſpiel, daß er ſich bey irgend einem mit den Anmaſungen des Vortritts aufgedrungen habe, nicht daß er zum Felix geſaat habe, ich habe mehr Kraft, du mehr Gewalt Wenn er aber vor Standesperſonen reden mußte, ſo that er es unerſchrocken und gieng, auch verachtet, im Triumphe ſeiner unſichtbaren

ren Hoheit, aus den Palläſten hinweg. Der Felix, vor dem er ſich vertheidigen mußte, und der zu der ganzen Sache die humeur goguenarde mitbrachte, womit ein Courtiſan das anzuſehen pflegt, was er miſères nennt, (Ap. G. 24, 22. Da aber Felix ſolches hörte, zog er ſie auf) dieſer große Proconſul erſchrack auf ſeinem Tribunal, da Paulus von der Gerechtigkeit, und von der Keuſchheit und von dem künftigen Gerichte redete. Wenn der Prediger in den feyerlichen, ſchauervollen Gelegenheiten gerufen wird, worinn auch der eitelſte und leichtſinnigſte unter den Großen das Bedürfniß göttlicher Belehrungen fühlt, dann wird er nicht verachtet; bis dahin muß er in dem Kreiſe die Gnade Gottes und das ewige Leben verkündigen, wo er als Wohlthäter, Vater und Lehrer verehrt wird. Dies iſt die wahre evangeliſche Demuth; nicht die, welche mit zerknirſchter, entäuſſerter Gebärde, in aller Niedrigkeit vor dem Fürſten hergehen, ihn Bruder nennen, und gern ſeine Tochter heyrathen will. So läßt ſich ein Kapucinergeneral in aller Demuth von dem ſechsſpännigen Staatswagen der Prinzen und Herzoge nach Madrid einholen, die er ganz demüthig verbittet, doch aber in Demuth die Prinzen und Herzoge hinter ſich herlaufen läßt, und als ein Grand d'Eſpagne ganz zerknirſcht vor dem Könige ſeinen Kopf bedeckt.

Doch genug von dieſem Tractate, bey dem wir uns vielleicht zu lange aufgehalten haben. Die Verachtung der Vernunft, und die hohen Prätenſionen, die der V. predigt, konnte man aber nicht unbemerkt durchgehen laſſen. Die Schrift ſelbſt zeichnet ſich wenig durch Gründlichkeit aus, daß ſie, mit andern, ihres gleichen, bald ihr Urtheil der Vergeſſenheit erhalten dürfte. Indeſſen kann ſie doch einigermaßen

ſchädlich werden, wenn raſche Jünglinge, die ſo gerne durch die Verachtung der Wiſſenſchaften ihrem Genie ein Kompliment machen und ihrer Gemächlichkeit Kiſſen unterlegen möchten, alles darinn ſehr ſchön finden werden, weil es ſie ſo zufrieden mit ſich ſelbſt, und ihren Talenten macht, und gar keine Anſtrengung ihres Fleißes von ihnen fodert.

Wir wollen nur noch ein paar Worte vom Spotte ſagen, gegen den ſich alle Vertheidiger der Schwärmerey, als das größte Ungeheuer, auflehnen. Man ſehe hievon den ganzen zweyten Theil der Abh. im T. M. u. ſ. Auguſt. 1776. und die Abh. im D. M. 9tes Stück. „Der Spott glaubt Toleranz gegeben zu „haben, und hat Gleichgültigkeit gegeben," S. 787, „und der Scheiterhaufen der ſchlimmſten Schwärmerey „iſt ein ſanfterer Sitz, als die Gleichgültigkeit. — „Schädlicher als die kaltblütigen Philoſophen ſind, „ihre Spür= und Jagdhunde die lucianiſchen Gei„ſter." S. 127. Wir möchten wohl fragen, ob nur allein das Vergehen des Spottes unverzeihlich iſt, und ob der gravitätiſche Enthuſiaſt allezeit unſündlich iſt, oder ob ſeine ernſthafte Schwärmerey alle ſeine Verbrechen heiligt und zu Tugenden macht? Alle Ausſchweifungen der ſchwarzen, menſchenfeindlichen Laune ſollten Verdienſt, und alle Uebereilungen der fröhligen Laune Hochverrath ſeyn? Denn man hat es durch eine rhetoriſche Figur tändelnderweiſe ausgemacht, daß Spott, Verfolgung, Scheiterhaufen iſt. Doch man frage die Welt, wobey ſie ſich am beſten befunden habe, bey dem Codex der Inquiſitorum oder bey Wielands Agathon und goldnem Spiegel? Denn, wohl bemerkt, der Weiſe, der über die düſtern Grimaſſen eines menſchenfeindlichen Schwärmers ſpottet, iſt nicht immer Spötter, weiß, woran er ſich zu halten hat, und verehrt alles mit gefühltem, innerm

Seelen=

Seelenernſte, was der Ruhe und der Tugend des menſchlichen Geſchlechtes heilig iſt. Auf dieſer falſchen Vorſtellung, als wenn der Spott in einem Falle, alle Theilnehmung und Wärme in allen andern Fällen ausſchlöſſe, beruhen nicht wenig leere Paradoxe des Aufſatzes im T. M. S. 787. Z. B. „Der Spötter kann „nicht lieben. — Sein Lieben iſt kalt oder Hurerey — „der Spötter ſieht nichts rein, der Enthuſiaſt alles. — Der Spötter kann Menſchenkenntniß ha„ben, der Enthuſiaſt hat Engelsgefühl. — Der „Spott macht alles kleiner; die Schwärmerey macht „alles größer; die iſt näher bey der Wahrheit, iſt „leichter, iſt glücklicher."

Du Feind der lachenden Muſe! kennſt du nicht den edlen Britten, den liebenswürdigen Schwärmer, warm und begeiſtert für alles, was den Geiſt des Menſchen wahrhaftig erhöhet und veredelt, aber auch den unverſöhnlichen Belacher aller geheimnißvollen Mummereyen, und aller ſchwarzgalligten Eingebungen? Wer kann die Stirn haben, Spott und Gleichgültigkeit für einerley zu halten, wenn man Shaftesbury geleſen hat? Und hat den Plato ſeine ſokratiſche Ironie gehindert, ſich von dem Anſchauen des überirrdiſchen Schönen zu begeiſtern? Auch giebt es kein beſſeres Mittel, die Ernſthaftigkeit des ſchädlichſten Stolzes, des geiſtlichen Stolzes, aus ſeiner Faſſung zu bringen, den Nebel des ehrfurchtvollen Staunens in den Gemüthern gutherziger aber nicht raiſonnirender Zuſchauer zu zerſtreuen, die Abſurdität widerſinniger Prätenſionen anſchauend zu machen, als wenn man ſie unter ihrer wahren lächerlichen Geſtalt zeigt, und ſo den Zauber einer dumpfigen Leidenſchaft durch eine entgegenſtehende helle und öfnende aufhebt. „Manche feyerliche Sophiſterey hält „ſich hinter einer ernſthaften Mine, die hinter einer

„heitern nicht ungeſchlagen davon kommen würde.“ „*Grimace* and *Tone* are mighty Helps to impoſtu„re“ ſagt Shaftesbury. And many a formal Piéce „of ſophiſtry holds proof under a ſevere Brow, which „would not paſs under an eaſy one.“ Wir ſehen nicht, wie der ächte Freund der Wahrheit ſich vor dieſen Waffen zu fürchten nöthig habe *). Sokrates fürchtete den Spott nicht; was konnte er ihm anhaben? Er erklärt ſich darüber mit der edelſten Zuverſicht gegen den Prieſter Euthyphron. Ω φιλε Ευθηφρον, αλλα το μεν καταγελασθηναι, ισως ȣδεν πραγμα. — Ει μεν ȣν μελλοιεν μȣ καταγελαν — ȣδεν αν ειη αηδες παιζοντας και γελωντας εν τω δικαστηριω διαγαγειν. „Mein lieber Euthyphro! es iſt wohl kein groſes „Unglück,

*) Es ſey uns erlaubt, die Erklärung des obenangezeigten vortreflichen Schriftſtellers über dieſe Materie hieher zu ſetzen: „Sie werden ſich nun vermuthlich überzeugt haben, daß ich, „ſo ſehr ich auch den Scherz in ganzem Ernſte vertheidige, doch „im Gebrauch deſſelben Maaß halten kann. Es iſt in der That „ein ernſthaftes Studium, die Laune ſtimmen, und in Ord„nung halten zu können, die wir von der Natur als ein lin„derndes Hülfsmittel gegen das Laſter, als eine Art von Arzney „gegen Aberglauben und melancholiſche Täuſchung empfingen. „Es iſt ein groſer Unterſchied zwiſchen dem Beſtreben, „von jeder Sache Anlaß zum Lachen zu nehmen, und „zwiſchen dem Beſtreben, an jeder Sache die Seite zu „finden, die Belachung verdient. Denn nichts iſt lächer„lich als das Ungeſtalte; nichts iſt probefeſt gegen den Scherz, „als das Schöne und Wahre. Daher iſt es die gröſte Unge„rechtigkeit von der Welt, der Rechtſchaffenheit den Ge„brauch dieſer Waffen zu verſagen, die niemals gegen „ſie ſelbſt gezückt werden können, und gegen alles andre, „was das Widerſpiel davon iſt, gezückt werden.“

„Unglück belacht zu werden. Wenn man ſich nur „damit begnügen wollte, über mich zu lachen! — „es würde eben ſo etwas unluſtiges nicht ſeyn, eini„ge Stunden in dieſem Gerichtshauſe mit Lachen und „Scherzen hinzubringen.“ Der Prieſter Eutyphron war der Meynung nicht, und das konnte man dem Prieſter Eutyphron nicht verdenken. Er wußte, daß keine Verfolgung für ihn und ſeines gleichen grauſamer ſey, als die Verfolgung der Verachtung. „Der Scheiterhaufen der ſchlimmſten Schwärmerey „iſt ein ſanfterer Sitz, als die Gleichgültigkeit;“ dachte er vermuthlich mit dem modernen Eutyphron. Das mag. Aber darum wird kein ungeheuchelter, heiterer Freund ſeiner Brüder jemand auf den Scheiterhaufen ſetzen, damit er dort einen ſanftern Sitz finde, als in ſeinem Bedauren. Man weiß es aus der Geſchichte, daß einem Fox der Pranger und die Staupe beſſer behagte, als der Spott und die Parodie. Das hat Shaftsbury, der über Scherz und Schwärmerey ſo viel vortrefliches geſagt hat, bereits bemerkt: „Aber „wie barbariſch, wie mehr als heidniſch grauſam ſind „wir duldſamen Engländer noch immer! Denn wir „haben, nicht damit zufrieden, dieſen prophezeyhenden „Enthuſiaſten die Ehre einer Verfolgung zu ver„ſagen, ſie der größten Verachtung von der Welt „überliefert. Sie ſollen, wie man mi r für gewiß ver„ſichert hat, gegenwärtig der Gegenſt and eines luſti„gen Poſſenſpiels oder Puppenſpiels auf dem Bar„tholomäimarkte ſeyn. — So lange der Bartholo„mäimarkt im Beſitz dieſes Privilegiums iſt, will ich „unſerer Nationalkirche Bürge dafür ſeyn, daß keine „Sekte von Enthuſiaſten, keine neue Verkäufer von „Prophezeyhungen oder Wundern je d ie Oberhand be„kommen, oder ſie in die Verlegenheit ſetzen werden, „ihre Gewalt gegen ſie auszuüben.“

Wir denken nicht, daß dieſer Spott den Geſetzen der Menſchlichkeit zuwider ſey, wir ſind ſogar überzeugt, daß ihn der empfindſame Sterne nicht verdammen werde, und dieſen erklärt der Aufſatz im T. Muſeum für untadelhaft. „Ich kenne niemand, heißt es daſelbſt S. „768. als Sterne, den ich zum Muſter ſetzen möchte, „wenn, wie, und wo man ſpotten ſollte. Selbſt Cervan„tes wußte es nicht ſo gut ꝛc. ꝛc. Wie gütig iſt „ſein Spott über den guten Shandy! Nur „da wird er ſtechend, wo ſelbſtgefällige Bosheit „die Maske des Enthuſiasmus nimmt.“ Der Spott kann alſo ſelbſt nach der Meinung des gutmüthigen Sterne, gegen die ſelbſtgefällige Bosheit, die die Maske des Enthuſiasmus nimmt, nicht ſtechend genug ſeyn! Alſo gegen die Stauziuſſe iſt der weiſe Spötter ſtreng, aber gegen die abſichtloſen, harmloſen, gutartigen Schwärmerlinge, ſie mögen Tobias, Shandy oder Sebaldus Nothanker heißen, iſt er gelind und ſchonend. Und das iſt es, worinn wir uns ihm nachzuahmen beſtreben müſſen, mit Mildigkeit über die Schwachheiten eines vortreflichen Menſchen zulächeln ohne daß es der Verehrung ſeiner Vortreflichkeiten ſchade, einen Lorenzo unter den Barfüßern zu lieben, ohne zu ſagen, daß der Barfüßer Orden unter allen der liebenwürdigſte ſey. Wir unterſcheiden unter den ietzigen Vertheidigern ſchwärmeriſcher Hofnungen gar wohl einige geiſtvolle Männer, und dieſer Fleck in dem Charakter ihres Geiſtes wird der Achtung nichts benehmen, die wir für ihre übrigen Verdienſte haben. Es giebt aber auch einige unter ihnen, die durch wildes Aufbrauſen, durch ſtolzen Eigendünkel, durch feindſelige Anzäpfungen, durch hämiſche Perſönlichkeiten, womit ihre oft ſehr trivialen Papiere angefüllt ſind, den Unwillen und die Verachtung aller

denken-

denkenden und dem praktiſchen Chriſtenthum wohlwollenden Menſchen verdienen. Dieſes muß ganz laut geſagt werden, und wenn auch noch ſo viel zur Verachtung der Vernunft, und zum Lobe der Schwärmerey geſchrieen wird. Der ruhige, verſtändige Philoſoph, darf das Pochen und Toben nicht ſo fürchten, wie er, der Schwärmer, Gründe und Spott fürchten muß. Und Gott ſey Dank! es iſt in Deutſchland noch ein großes Publikum, das geſunden Menſchenverſtand und ſeinen Gefährten, den heilſamen Enthuſiasmus für alles Gute und Schöne ſchätzt und liebet, aber hypochondriſche Schwärmerey mit Mitleiden, Schwärmerey voll Eigendünkel aber gar nicht anſiehet, und tobende Schwärmerey verabſcheuet.

Man dürfte zwar vielleicht hier die Nation doch nicht warm genug für alles Gute finden, wenn man ſie gegen die manchfältige zur Bewunderung in den Monathſchriften aufgeſtellte Züge der Freygebigkeit, des Edelmuths, anderer benachbarten Nationen betrachtet. Aber, man irret ſich, wenn man einer Nation Tugenden deswegen abſpricht, weil ſie nicht in den Wochenſchriften verkündigt werden. Der Freund des Enthuſiasmus für die Tugend verſuche es doch, eine Geſchichte deſſelben für Deutſchland zu ſchreiben; er bemühe ſich die Tugenden der Regenten, vom Kayſer anzufangen, durch die Reihe aller ſeiner geiſtlichen und weltlichen Neven und Oheimen hindurch zu erforſchen, ſtrenge zu unterſuchen; und er wird mit Erſtaunen finden, daß in Deutſchland die Summe des wohlgeordneten Enthuſiasmus für die Tugend der Wohlthätigkeit, der Rechtſchaffenheit, der Tapferkeit, der Standhaftigkeit, des Fleißes, für die Ausbreitung der Wiſſenſchaften, für die Belohnung und Ermunterung der Künſtler, für die

Milderung der Sitten, für die Verbeſſerung und Vermehrung der Lebensmittel, für die Verſorgung der Armen, für die Faßlichkeit der Lehren des Chriſtenthums; ungleich gröſſer ſey als die brauſenden oder flüchtig vorüber ſäuſeluden Freygebigkeiten anderer Nationen, deren Enthuſiasmus mehr durch Eitelkeit und Ruhmſucht als durch Tugendliebe wirkt. Welche göttliche Empfindungen des erhabenſten und edelſten Enthuſiasmus in dem Gemüth eines geſunden Deutſchen bey den Namen Joſeph, Thereſia, Friederich. Man hat alſo nicht zu fürchten, daß durch die Ehre, die man der kalten aber geſunden Vernunft erweißt, durch das Exilium, wodurch Gaßner aus ſeinem Wunderkreiße vertrieben worden, der Enthuſiasmus für die Tugend erkalten werde. Diejenigen, welche dieſes befürchten, würden erſtaunen, wenn ſie, anſtatt ihrer Entzückungsexercitien und Contemplationen, ſich in der Stille bemüheten, Nachrichten zu ſammeln von den ſtillen Wirkungen des Enthuſiasmus für die Tugend, nicht für die blos philoſophiſche, für die wahre chriſtliche Tugend, für die Fortpflanzung derſelben, für die Belohnung und Unterhaltung der Diener der Religion, für die Erquickung und Herſtellung der Unglücklichen und Elenden. Welche große Beyſpiele unter unſerm hohen und niedern Adel, unter den Erzbiſchöffen und Prälaten der hohen Stifter, unter den großen Geſellſchaften und Orden, die ſogar durch keine andere als ſolche Handlungen bekannt ſind, welche ohne Enthuſiasmus für die hohe Tugend nicht ausgeübt werden können, in den Reichsſtädten, darunter einige mit mütterlicher Wärme und Pflege für gute und ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften wetteifern, unter dem Kaufmannsſtand und ſo vielen andern Ständen unſerer Mitbürger, die aber alle in der Erheiterung ihres Verſtandes mehr Ehre und Vergnü-

gen ſuchen als in der blinden Begeiſterung für alles, was ihren Sinnen widerſpricht und gegen ihren Verſtand ſich empört. Dieſe Großen der Erde, dieſe warme Mitbürger ſind es, die auch Gott zwar im Geiſte, und mit entbrannten Herzen, obſchon nicht in entzückten Empfindungen, in Träumen der Einbildung anbeten, welche entweder einen kranken Körper, oder ein verſtimmtes Temperament oder auch wohl nur bloße Hofgefälligkeit für diejenigen zum Grunde hat, denen ſich die Entzückten gefällig machen wollen; die ihn aber auch in der Wahrheit anbeten. Dieſe Anbetung in der Wahrheit, mit der Anbetung im Geiſt verbunden, verträgt keine einſeitige Erklärung, ſchließt alle gehäßige Auflagen aus, wozu man von kaltblütigen Indifferentismus oder Atheismus die Namen und Farben nimmt, um ſich den Beweiß zu erſparen; ein Weg, der aber ſehr ſchlüpfrig, und denjenigen, die geſunde Augen und unverdorbne Säfte haben, gewiß verdächtig iſt; denn es iſt nicht das Kennzeichen einer guten Sache im Gerichte, wenn man, anſtatt Gründe aus der Sache ſelbſt beyzubringen, den Richter mit Perſonalitäten gegen den Beklagten einzunehmen ſucht. Man kann zwar überhaupt die Beobachtung machen, daß die Häupter der enthuſiaſtiſchen Theologie ſich mit einer Sympathie für eine große herrſchende chriſtliche Religionsparthey und vielleicht mit der Hoffnung ſchmeicheln mögen, in den Weg der Vereinigung mit ihr leichter einlenken zu können. Allein für unſere gegenwärtige Epoche, die auch bey derſelben Kirche wahre Epoche in der Theologie iſt, möchte es doch zu ſpät ſeyn, ſo patriotiſch auch der Gedanke ſonſt immer ſeyn dürfte, die Sache mit Maſchinen des Enthuſiasmus anzugreifen. Bey den hohen Urhebern und Verfaſſern der Münſteriſchen Schulordnung und der neueſten Betrach-

tungen

tungen über das Univerſum z. E. mit ſo warmen Enthuſiasmus für chriſtliche Tugenden und Wiſſenſchaften ſie auch abgefaßt ſind, würden ſie gewiß keine Wirkung thun. Und wie wenige ſind ihrer unter den Großen dieſer Kirche, die nicht mit dieſem vortreflichen Verfaſſer gleich denken und gleich empfinden; wiewohl das Verdienſt der Vereinigung doch ſehr viel verlieren würde, wenn die andere Hauptkirche um ſoviel weiter von der Vereinigung mit der Mediationsparthey entfernet bleiben müßte. Aber Wahrheit muß um ihrer ſelbſt willen nicht aus politiſchen Convenienzen Wahrheit ſeyn. Wenn Thomaſius mehr Enthuſiasmus für ſeinen Ruhm, die armen Elenden, die der Enthuſiasmus in Hexen verwandelt hatte, vom Scheiterhaufen zu erretten, als Verſtand gehabt hätte, um den höhern und mit geübterer Vernunft begabten Theil der Menſchen von ſeinem Irrthum zu überzeugen, ſo würden wir vielleicht heute noch die Hexen entweder verbrennen, oder, wenn Thomaſius mit der Aufhebung der Inquiſition durch Vernunftſchlüſſe allein nicht hätte durchdringen können, und daher auf den Vorſchlag gefallen wäre, die Hexen auf Dreyfüſſe zu ſetzen, ſo würden wir vielleicht noch auf den heutigen Tag die Hexen als heilige Weiber verehren, Gaßnern Schröpfern und ihres gleichen aber zu ihren Prieſtern beſtellen.

500,-
März '86

× IV 94

I 95

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eberhard, Johann August,

Betrachtungen über Wundergaben, Schwärmerey, Toleranz, Spott, und Predigtwesen

Berlin u.a. 1777

Polem. 287 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10772524-4

VD18 1469266X-001